

VERÖFFENTLICHUNGEN DER
HISTORISCHEN KOMMISSION ZU BERLIN

BAND 37



Walter de Gruyter · Berlin · New York

1972

AUS THEORIE UND PRAXIS
DER GESCHICHTSWISSENSCHAFT

*Festschrift für Hans Herzfeld
zum 80. Geburtstag*

*Im Auftrage des Friedrich-Meinecke-Instituts
herausgegeben von Dietrich Kurze*



Walter de Gruyter · Berlin · New York

1972

Die Schriftenreihe der Historischen Kommission zu Berlin erscheint mit Unterstützung
des Senators für Wissenschaft und Kunst, Berlin

Lektorat der Schriftenreihe:

CHRISTIAN SCHÄDLICH

©

ISBN 3 11 003813 7

Copyright 1972 by Walter de Gruyter & Co., vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung,

J. Gutrentag, Verlagsbuchhandlung · Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp. —

Printed in Germany.

Alle Rechte des Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe und der Anfertigung von Mikrofilmen
— auch auszugsweise — vorbehalten.

Satz und Druck: Saladruck, 1 Berlin 36

VORWORT

Hans Herzfeld, der am 22. Juni 1972 sein 80. Lebensjahr vollendet, ist bereits mannigfach geehrt worden. Anlässlich seines 65. Geburtstages erschien, von Wilhelm Berges und Carl Hinrichs herausgegeben, eine umfangreiche Festgabe „Zur Geschichte und Problematik der Demokratie“; 1962 legten Freunde und Schüler seine „Ausgewählten Aufsätze“ auf den Gabentisch; Carl Hinrichs (1957) und zum 75. Geburtstag (1967) Walter Bußmann zeichneten seinen Lebensweg nach und würdigten sein wissenschaftliches Oeuvre; die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät der Freien Universität Berlin verlieh ihm die Ehrendoktorwürde (1962), der Bundespräsident das Bundesverdienstkreuz und der Senat von Berlin die Ernst-Reuter-Medaille (1967).

Wenn das Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin ihm nunmehr eine Festschrift widmet, dann geschieht dies nicht mit dem Anspruch, die Reihe der Ehrungen fortzusetzen, denn das Institut ist selbst geehrt dadurch, daß Hans Herzfeld immer noch, auch nach der Emeritierung, zu seinen Mitgliedern zählt. Mit dieser Festschrift sollen vielmehr Verehrung und dankbare Verbundenheit bekundet werden.

Der Herausgeber hat — übrigens erst im August 1971 — lediglich den damals bestehenden Lehrkörper des Friedrich-Meinecke-Instituts um Mitarbeit an der Festschrift gebeten. Das mag auf Kritik stoßen, weil damit nur ein schmaler Sektor aus dem Kreis derjenigen, die sich mit dem Jubilar in Freundschaft, Verehrung und Dankbarkeit verbunden wissen, angesprochen wurde. Können mithin weder die Mitglieder und Mitarbeiter der Historischen Kommission zu Berlin, deren erster Vorsitzender Hans Herzfeld seit vielen Jahren ist, noch das Kommunalwissenschaftliche Forschungszentrum Berlin, dessen Forschungsstelle für Kommunalgeschichte er leitet, noch auch die zahlreichen auswärtigen Schüler, Bekannten und Freunde in diesem Band vertreten sein, so hat die ursprünglich von der Zeit- und Raumknappheit erzwungene Beschränkung auf das Friedrich-Meinecke-Institut doch auch seine positiven Seiten. 1950 wurde Hans Herzfeld auf Wunsch Friedrich Meineckes auf das Ordinariat für Neuere Geschichte an der Freien Universität berufen, und er hat im Zusammenwirken mit Wilhelm Berges und Carl Hinrichs das Institut aufgebaut und geprägt. Seine „schöpferische Ini-

tiative in Fragen der Universitätsreform“ wurde bereits 1962 hervorgehoben, doch zählen ihn die Wortführer der gegenwärtigen Reform mit Recht wohl kaum zu ihren Vorläufern oder Vorbildern. Diese Diskrepanz hat nicht zufällig ihr Gegenstück in den Spannungen, denen das Friedrich-Meinecke-Institut seit einiger Zeit ausgesetzt ist und die auf ihre Weise die Krisen der Geschichtswissenschaft und der Universität widerspiegeln. Ob das Friedrich-Meinecke-Institut diese Spannungen und Krisen bestehen oder auch nur durchstehen wird, kann heute wohl niemand voraussagen; und Hans Herzfeld selbst wird sich besorgt fragen, ob das einst gelegte Fundament stark und ausbaufähig genug war, um die auferlegten Lasten zu tragen und neue „schöpferische Initiativen“ aus sich zu entlassen. Vielleicht kann die hier vorgelegte Festschrift auf der Suche nach Antworten hilfreich sein. Die Autoren repräsentieren ziemlich genau die Zusammensetzung des Lehrkörpers: Neben Hans Herzfelds Weggefährten aus den Anfängen des Instituts, wie Wilhelm Berges und Richard Dietrich, und neue Arbeitsgebiete oder neue Fragestellungen einbringenden Gelehrten der zweiten und dritten Stunde, wie Heinz Quirin und Thomas Nipperdey, stehen Hochschullehrer, die sich erst in jüngerer Zeit habilitiert haben, und stehen nicht zuletzt als Vertreter des wissenschaftlichen Nachwuchses Assistenzprofessoren und Assistenten. Repräsentativ für die Aufgaben und Arbeitsfelder des Instituts dürften — trotz der die Interessen des Jubilars berücksichtigenden besonderen Gewichtung des 19. und 20. Jahrhunderts — auch die behandelten Themen sein, die von der Relevanzfrage über historiographische und kartographische Probleme bis hin zu spezielleren Fragen der Geistes-, Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte des deutschen, westeuropäischen und amerikanischen Raumes reichen.

Die Festschrift ist in bemerkenswert kurzer Zeit zustande gekommen und kann deshalb Hans Herzfeld zu seinem Geburtstag als fertiges Buch übergeben werden. Das ist in erster Linie dem Leistungswillen der Mitarbeiter zu verdanken. Hervorzuheben sind aber auch die zügige redaktionelle Hilfe Herrn Dr. Skrzypczaks und der Herren Schädlich und Kohl von der Historischen Kommission zu Berlin sowie die überaus rasche Drucklegung durch den de Gruyter-Verlag. Möge Hans Herzfeld alle diese Zeichen guten Willens als Ausdruck tief empfundenen Dankes und als Bitte um weiteren Beistand für die kommenden Jahre nehmen.

INHALT

VORWORT des Herausgebers
V—VI

I

THOMAS NIPPERDEY

Über Relevanz

1—26

II

WILHELM BERGES

Biographie und Autobiographie heute

27—48

III

REINHARD RÜRUP

Die Geschichtswissenschaft
und die moderne Technik

Bemerkungen zur Entwicklung und Problematik
der technikgeschichtlichen Forschung

49—85

IV

HEINZ QUIRIN

Historische Landeskunde
und thematische Kartographie

86—120

V

PETER LÖSCHE

Revolution und Kontinuität

Zur Auseinandersetzung um den New Deal
in der amerikanischen Geschichtswissenschaft

121—153

VI

FRIEDRICH ZIPFEL

Hitlers Konzept einer „Neuordnung“

Europas

Ein Beitrag zum politischen Denken
des deutschen Diktators

154—174

VII

WOLFGANG RIBBE

Flaggenstreit und Heiliger Hain

Bemerkungen zur nationalen Symbolik
in der Weimarer Republik

175—188

VIII

HENNING KÖHLER

Beziehungen des französischen Geheimdienstes
zu deutschen Linksradikalen 1917/18

189—208

IX

MICHAEL ERBE

Probleme der Berliner Verkehrsplanung
und Verkehrsentwicklung seit 1871

209—235

X

RICHARD DIETRICH

Das Reich, Preußen und die Einzelstaaten
bis zur Entlassung Bismarcks

Bemerkungen zur Problematik einer Verfassungsgeschichte
des Bismarckreichs

236—256

XI

ADOLF M. BIRKE

Zur Entwicklung und politischen Funktion
des bürgerlichen Kulturkampfverständnisses
in Preußen-Deutschland

257—279

XII

HANS-DIETRICH LOOCK

Paul Achatius Pfizer — Poesie und Praxis

280—298

XIII

WINFRIED SCHULZE

Karl Friedrich Biedermann

Eine Studie zum Verhältnis von Wissenschaft, Publizistik und Politik
im deutschen Vormärz

299—326

XIV

ILJA MIECK

Die Wiederbelebung des preußischen Seidenbaus
im 19. Jahrhundert

327—348

XV

KLAUS MALETTKE

Colberts Werbung

für die „Compagnie des Indes Orientales“

Mittel und Methoden merkantilistischer Wirtschaftsförderung

349—373

XVI

DIETRICH KURZE

Die zwölf Artikel der Bauern

und der Brief Thomas Müntzers an Ernst von Mansfeld
vom 12. Mai 1525

in der Überlieferung durch Johannes Indagine

374—388

XVII

REINHARD SCHNEIDER

Zum frühmittelalterlichen Schiedswesen

389—403

XVIII

WERNER AFFELDT

Das Problem der Mitwirkung des Adels

an politischen Entscheidungsprozessen

im Frankenreich vornehmlich des 8. Jahrhunderts

404—423

Bibliographie Hans Herzfeld

Erster Nachtrag für die Jahre 1959—1972

Bearbeitet von WERNER SCHOCHOW

424—445

I

THOMAS NIPPERDEY

Über Relevanz

Die alte Frage nach dem Sinn und Zweck der Beschäftigung mit Geschichte, Schillers Frage, zu welchem Ende man Universalgeschichte studiere, Nietzsches Frage nach dem Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, Troeltschs Frage nach der Krise des Historismus — diese Fragen sind gegenwärtig besonders aktuell, ja sie verschärfen sich: nicht wozu Geschichte, sondern wozu *noch* Geschichte ist die adäquate Formulierung. Die Frage spitzt sich zu zur Frage nach der Relevanz von Geschichte, Geschichtswissenschaft und Geschichtsstudium. Jeder, der Geschichtswissenschaft treibt, sieht sich der Forderung gegenüber, seine Wissenschaft, seinen Beruf, sein jeweils konkretes Tun immer wieder zu rechtfertigen.

Die Zuspitzung dieser alten Sinnfrage bezeugt, daß Sinn und Wert der Beschäftigung mit Geschichte in Zweifel gezogen werden, daß sie fraglich sind, fraglicher jedenfalls als in früheren Krisen des historischen Bewußtseins. Dazu lassen sich leicht einige bekannte Beobachtungen aus der Gegenwart zusammenstellen: Die Zahl der Studenten des Faches Geschichte geht auffallend, und zwar nicht nur relativ, sondern auch absolut zurück; ein Teil der Kultusministerien und Schulverwaltungen hat die Tendenz, den Geschichtsunterricht, mindestens in den Oberstufen unserer Schulen, zugunsten eines — integrierten — Unterrichts in Politik und Sozialkunde stark zurückzudrängen und die gesamte Geschichte vor der französischen Revolution überhaupt aus diesem Unterricht zu verbannen; auf dem letzten deutschen Historikertag stand ein vielerwarteter Hauptvortrag unter der zweifelnden Frage „Wozu noch Geschichte?“; der Historiker als Festredner bei öffentlichen Anlässen ist, zum Glück kann man sagen, außer Mode gekommen; die politischen Debatten über Freiheit und Menschenrechte, Revolution und Widerstand in der jüngeren Generation bewegen sich — nachdem eine Elterngeneration sich aus der Geschichte zurückgezogen hatte — häufig in einem geschichtslosen Diesseits der Geschichte;

es ist, als ob aller Einsatz, alle Erfahrung, alle Problematik früherer Generationen nicht existent wäre, die Selbstgewißheit des Heutigen, des Neuen triumphiert. Für diesen „Verlust der Geschichte“, für diese „Geschichtsmüdigkeit“, diese Abkehr von der Geschichte, gibt es natürlich viele oft angeführte Gründe. Das Tempo der Veränderungen ist in unserer Gegenwart so rapide, daß Geschichtliches schnell veraltet und daß das in langer Vergangenheit Gewordene in der Gegenwart kaum mehr unmittelbar sicht- und greifbar ist. Die Zeit, da die Historie in einer sicheren Tradition oder in einer der großen politischen Bewegungen wie der nationalen oder liberalen so etwas wie einen Auftrag hatte, ist spätestens mit der Zeit der Weltkriege vorbei. Die Verwissenschaftlichung der Historie — die nicht mehr Erzählung, sondern abstrakte Analyse produziert —, wie die Verwissenschaftlichung der Gesellschaft und unseres Lebens, die zu einer Zurückdrängung von Erinnerung und Tradition tendiert, haben die selbstverständliche Verwurzelung der Historie im Leben angenagt. Die Soziologie ist scheinbar besser als die Historie in der Lage, eine Verständigung über die Gegenwart und über die Zukunft zu ermöglichen. Der neue Linke greift die überkommene Wissenschaft und Kultur mit neuer und ungewohnter Radikalität an, und ein sehr viel weiter reichender Teil der jüngeren Generation stellt das Überkommene ungeduldig jedenfalls in Frage. Dazu kommen die Besonderheiten unserer deutschen Lage; die Traditionsbrüche und die Last unserer Geschichte haben alle diese Tendenzen bei uns ganz enorm verstärkt, es gibt bei uns nicht mehr wie in anderen Ländern, wie in Frankreich, England oder in den USA, ein noch halbwegs selbstverständliches Verhältnis zur eigenen Geschichte. Von daher erklärt sich die zweifelnde, verzweifelte, kritische, postulierende Frage nach der Relevanz.

Wir beginnen unsere Überlegungen mit einigen Vorklärungen. Zunächst: Der Begriff der Relevanz wird formal in einem dreifachen Sinne verwandt:

a) In einem sozusagen immanent historischen Sinne — wir können hier von historischer Relevanz sprechen. Man kann unterscheiden, ob ein vergangenes Faktum bedeutsam oder nicht bedeutsam für einen größeren historischen Zusammenhang oder für eine bestimmte historische Fragestellung ist und das in diesem Zusammenhang oder unter dieser Fragestellung Bedeutsame als relevant bezeichnen. Das ist jedem Historiker unmittelbar geläufig: Ein Blitzschlag ist „normalerweise“ irrelevant, aber der Blitzschlag, der Luthers Eintritt in das Kloster auslöste, ist selbstverständlich von großer Relevanz; die Tatsache, daß

es in einer bestimmten Landschaft ein hohes statistisch feststellbares Maß von Gewitterschäden gibt, mag für die Agrargeschichte oder die Bevölkerungsgeschichte dieser Landschaft wiederum von Bedeutung sein, der Blitz ist hier wegen seiner Häufung relevant. Wenn wir auf einem Grabstein lesen, daß drei Kinder derselben Familie innerhalb von einem Jahr gestorben sind, so ist das historisch normalerweise irrelevant, es mag aber vielleicht relevant für eine Geschichte von Kinderepidemien sein. Die französischen Frühsozialisten sind kaum für die Geschichte des Vormärz, wohl aber für die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung relevant. Relevant ist, was für den Wandel — und die Erkenntnis der einem Wandel zugrunde liegenden Strukturen — von Einzelbereichen des geschichtlichen Lebens, erst recht aber für allgemeine Wandlungen Bedeutung hat, zu ihrer Erkenntnis notwendig ist.

b) In einem zweiten Sinne wird der Begriff der Relevanz verwandt, wenn er einen generellen und wissenschaftsbegründenden Charakter hat. Hier ist gemeint die Bedeutung, die Geschichtswissenschaft und Geschichte als ganzes für die Gegenwart, die Gesellschaft, die Kultur oder die Praxis haben. Geschichtswissenschaft als solche, Geschichte als solche sind relevant, d. h. sie haben einen Sinn für, einen Zweck in der Gegenwart.

c) Schließlich wird der Begriff auch in einem spezifischen, nämlich wissenschaftsdifferenzierenden und wissenschaftsorganisierenden Sinne verwandt. Das, was relevant ist, ist nicht mehr Geschichtswissenschaft als solche und als ganze, sondern relevant sind bestimmte Themen, Probleme, Fragestellungen und Bereiche innerhalb der Geschichtswissenschaft und das nicht relativ zu einer wissenschaftlichen Frage wie im ersten Fall, sondern relativ zur wissenschaftstranszendenten Praxis der Gegenwart, relevant für die Gesellschaft.

Selbstverständlich hängen diese jetzt unterschiedenen Begriffe zusammen. Die Frage, ob etwas für eine bestimmte Fragestellung relevant sei, kann auf die Relevanz der Fragestellung selbst verweisen; die Notwendigkeit, aus der Vergangenheit auszuwählen, verweist auf das Kriterium der Auswahl. Fragestellung und Auswahlkriterium sind vielleicht nicht vollkommen historisch immanent zu begründen, also aus der Feststellung, diese Fragestellung und dieses Auswahlkriterium sei für „die“ Erkenntnis „der“ Vergangenheit oder der „Grundzüge“ der Vergangenheit von Bedeutung; sie mögen darum mit dem Relevanzbegriff im zweiten oder dritten Sinn zusammenhängen. Trotzdem oder gerade deshalb ist für die Praxis der Geschichtswissenschaft und für das allgemeine Bewußtsein diese historische (immanente) Relevanz un-

problematisch. Das Wofür der Relevanz bleibt die Geschichtswissenschaft, über Fragestellungen besteht ein wenig reflektierter aber selbstverständlicher Konsensus, der für neue Fragestellungen — unabhängig von ihren außerwissenschaftlichen Motiven — offen ist. Die beiden anderen Bedeutungen dagegen hängen enger zusammen. Beide meinen Relevanz nicht für die Wissenschaft, sondern für Praxis, für Gegenwart, für die Gesellschaft. Der differenzierende Relevanzbegriff ist dabei von der Fassung des generellen Relevanzbegriffs abhängig, und entsprechend kann die Entscheidung über den differenzierenden Begriff die Fassung des generellen, ja die Organisation der Geschichtswissenschaft bestimmen. Beide Begriffe werden denn auch in der Formulierung „gesellschaftliche Relevanz“ zusammen genommen. Im folgenden werde ich nur diesen Komplex der gesellschaftlichen Relevanz der Historie im allgemeinen und in ihren Teilaspekten diskutieren.

Weiterhin ist vorweg die Frage zu klären, wie denn die Antwort auf die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz der Historie, auf die Frage, worin diese gesellschaftliche Relevanz bestehe, formal aussehen muß oder kann, welches die Kriterien für ihre Wahrheit sein können, auf welche Art sie überhaupt zu gewinnen ist. Zunächst besteht für den Historiker natürlich die Möglichkeit, das Problem historisch zu untersuchen, wir können die Geschichte des Verhältnisses zur Geschichte zu unserem Gegenstand machen. Wir können erforschen, was für ein Verhältnis bestimmte soziale Gruppen, Kulturen, Religionen, Nationen oder Herrschaftsorganisationen zur Geschichte gehabt haben, warum es so gewesen ist, welche Funktion es im Ingesamten des Lebens gehabt hat und wie es sich gewandelt hat. Wir werden dabei zu der seit dem Historismus trivialen Feststellung kommen, daß es sehr verschiedenartige Motivationen und Zwecksetzungen und sehr verschiedenartige Weisen des Verhältnisses zur Geschichte gegeben hat und gibt. Und eine empirisch-soziologische Untersuchung würde vermutlich das gleiche Resultat haben. Damit aber ist gerade die Frage nach der Relevanz, nach dem Sinn und der Bedeutung der Historie nicht zu beantworten. Diese Frage zielt, auch wenn oder gerade weil über sie heute gestritten wird, auf eine eindeutige Antwort, sie ist eine systematische Frage. Die Geschichtswissenschaft kann die Frage mit ihren Methoden, mit der ihr eigenen relativierenden Historisierung nicht beantworten. Und es ist überhaupt fraglich, ob eine Wissenschaft sich in der Weise begründen kann, daß Grund und Sinn ihrer Beschäftigung mit ihrem Gegenstand von ihr selbst angegeben und gerechtfertigt werden. Eine solche Begründung ist der Wissenschaft in gewissem Sinne transzendent.

Es erscheint möglich, einer vergleichenden anthropologischen Untersuchung die Zuständigkeit für unsere Frage zuzusprechen, einer Untersuchung, die historische, ethnologische, soziologische und psychologische Methoden und Ergebnisse kombinierte und sie vergleichend zusammenfaßte. Eine solche Synthese könnte versuchen, aus der empirisch ermittelten Variationsbreite des Interesses an der Geschichte seine Grundstruktur zu ermitteln, eine Theorie dieses Interesses aufzustellen, die sich wiederum empirisch verifizieren läßt. Man könnte z. B. an der Beobachtung ansetzen, daß der Mensch sich vom Tier dadurch unterscheidet, daß er einerseits das Wesen ist, das seinen Großvater kennt, andererseits das Wesen, das für den Hunger von morgen sorgt (gesetzt, diese Beobachtung sei richtig); und man könnte nach dem Zusammenhang dieser beiden Phänomene mit Erinnerung und Planung fragen und danach etwa, ob Planung Erinnerung zur Voraussetzung habe, oder welcher Bezug zwischen beiden besteht. Aber eine solche plausible und verifizierbare Synthese ist einstweilen nicht vorhanden. Im übrigen würde sie aber wiederum die gegenwärtige Frage nach der Relevanz nicht beantworten können. Denn eine solche vergleichende Theorie des Interesses an der Geschichte, die die vielfältigen empirischen Variationen eines möglicherweise einheitlichen Interesses in Rechnung stellt, würde gerade nichts aussagen über die konkreten und differierenden Interessen und über die Wahl zwischen ihnen. Der Rekurs auf eine Seinsstruktur würde die strittige Sollensfrage — warum soll es Historie geben — nicht beantworten, so gewiß keine Antwort auf die Sollensfrage von einer festgestellten Seinsstruktur würde absehen können.

Aber auch wenn wir von den empirischen Wissenschaften in den Bereich der Logik und der Wissenschaftstheorie übergehen, so scheint mir die Frage nach dem Sinn der Historie nicht direkt beantwortbar zu sein. Die Sinn- oder Wertfrage liegt jenseits einer logisch-analytischen Reflexion, eine Norm des Handelns, nämlich des Betriebes von Geschichtswissenschaft oder des Betriebes einer bestimmt gerichteten Geschichtswissenschaft ergibt sich aus logischen Überlegungen nicht. Denn wissenschaftliche Aussagen, also auch die Aussagen einer wissenschaftlichen Wissenschaftstheorie, müssen sich empirisch oder logisch verifizieren oder falsifizieren lassen, und für die Entscheidung über Wahrheit oder Falschheit muß ein Kriterium angegeben werden, nur dann sind intersubjektive Nachprüfbarkeit und Gültigkeit, die Bedingungen wissenschaftlicher Wahrheit, möglich. In diesem Sinne sind wissenschaftliche Aussagen über Normen, die die Wissenschaft insgesamt begründen, nicht möglich. Zwar kann die Wissenschaft ihre eigenen Voraussetzun-

gen logischer und kommunikativer Art analysieren, darin notwendig implizierte Ansprüche an das Handeln und Verhalten der Forscher herausarbeiten und als die ihr implizite und darum wissenschaftlich legitimierte Ethik, die normativen Bedingungen für die Existenz von Wissenschaft, explizieren, — das ist seit Peirce der normative Ansatz neuerer Wissenschaftstheorien, bis hin zu dem m. E. mißglückten Versuch von Habermas, ein „emanzipatorisches“ Interesse an der Entwicklung der „Menschengattung“ als transzendente Voraussetzung von Wissenschaft nachzuweisen, und die beiden vagen Kernbegriffe dieses Versuches materiell mit einem „linken“ Inhalt zu füllen. Aber es ergeben sich dabei nur ganz fundamentale und sehr abstrakte Konsequenzen, für konkrete Streitfragen bleibt eine solche allgemeine Wissenschaftsethik, eine Minimalethik gleichsam, unbrauchbar. Das Problem der Relevanz steht aber deshalb zur Debatte, weil gegebene Antworten nicht befriedigen oder weil sie strittig sind. In einer solchen Situation des Streits ist es — wenigstens grundsätzlich — die Aufgabe der Wissenschaft, den Streit zu entscheiden oder zu schlichten, indem sie eine Position als die wahre nachweist, ihr den Sieg zuspricht und sie aus dem Bereiche der subjektiven Meinungen heraushebt oder zwischen streitenden Wahrheitsansprüchen vermittelt. Das aber kann sie nicht. Zwischen Auffassungen, um ein extremes Beispiel zu wählen, die Geschichtswissenschaft solle dazu dienen, Tradition zu erhalten oder dazu, Revolutionen vorzubereiten, kann die Wissenschaft auch als Wissenschaftstheorie nicht entscheiden. Sie kann zwar die Voraussetzungen, die Implikationen, die beabsichtigten und zumal die unbeabsichtigten Konsequenzen dieser Positionen aufweisen, vor allem die Konsequenzen für die Möglichkeit und Qualität der wissenschaftlichen — nachprüfbar — Erkenntnis von Vergangenheit, aber sie kann nicht über das Recht der divergierenden Sollansprüche entscheiden. Die Wissenschaft kann auf die Frage nach ihrer eigenen Relevanz keine wissenschaftliche Antwort geben; sie kann die Frage, was sollen wir tun, zwar aufklären, aber sie kann sie nicht beantworten.

Aber damit verschwindet unser Problem natürlich nicht, und es bleibt nicht einem universalen Skeptizismus oder der privaten Beliebigkeit des Dezisionismus, der sich für das eine oder andere entscheidet, überlassen. Was möglich ist, ist eine vernünftige Diskussion über Sinn und Zweck der Geschichtswissenschaft, die die wissenschaftliche Analyse der verschiedenen Positionen im Hinblick auf ihre Voraussetzungen und Konsequenzen einbezieht, eine Diskussion, deren Argumentation plausibel und nachvollziehbar ist. So hat sich die humane Diskussion über

Sinn und Zweck des Handelns seit eh und je vollzogen. In diesem begrenzten, aber realen Sinne kann sie auch Lösungen strittiger Fragen finden.

Schließlich müssen wir noch eine formale Struktur der Frage nach der Relevanz, nämlich die Art des Fragens, das hinter dieser Frage steht, erörtern. Die Frage nach dem Sinn der Historie ist im starken Maße eine Frage innerhalb des Faches, sie wird von Historikern weit eher als von Nicht-Historikern gestellt. Das ist erstaunlich. Menschen, die sich mit Geschichte befassen, fragen, als ob sie im Umgang mit Geschichte keine Erfahrungen hätten, als ob sie niemals selbst eine Wahl zugunsten der Beschäftigung mit Geschichte getroffen hätten. Das macht den abstrakten Charakter dieses Fragens aus. Man kann und man muß nun die Fragenden auf ihre Situation selbst zurückverweisen, darauf, daß sie schon lange im Umgang mit Geschichte gestanden und in diesem Umgang Entscheidungen getroffen haben; die Frage und in ihrer Folge auch die Antwort können nicht von der Erfahrung der Fragenden losgelöst werden. Das ist nun weit mehr als eine subjektivierende, pädagogische Reflexion. Vielmehr wird hier auf das Faktum verwiesen, daß vor allem unseren Fragen ein objektiver Bezug zur Geschichte immer schon besteht. Wir haben immer schon ein bestimmtes Geschichtsbewußtsein, so inexplizit es sein mag. Es gibt ein latentes, vorwissenschaftliches Interesse an der Geschichte, das als Bezug der Gegenwart zur Vergangenheit in Lust und Last der Erinnerung, der individuellen wie der kollektiven Erinnerung, begründet ist und das sich immer wieder aktualisiert. Das Geschichtsbewußtsein ist vorwissenschaftlich in den Realitäten der Lebenswelt verankert, von diesem Faktum kann keine Erörterung von Sinn und Bedeutung der Wissenschaft absehen. Wir haben oben eine Reihe von Beobachtungen über den Rückgang des Geschichtsbewußtseins in der Gegenwart zusammengestellt; man kann nun auch eine ganz andere Reihe von Beobachtungen anführen, die die Fortdauer eines vorwissenschaftlichen Geschichtsbewußtseins bezeugen: Bücher mit historischen Themen haben weiterhin, und vielleicht mehr noch als früher, einen breiten Markt; eine Ausstellung zum 100jährigen Jubiläum der Reichsgründung: Fragen an die deutsche Geschichte, hatte über Erwarten viele Besucher; der sich ausbreitende Tourismus löst immer wieder ein naives Interesse an Geschichtlichem aus; zugleich treffen wir immer wieder auf ideologische Ansprüche an die Geschichte, sei es im Theater, in der Pädagogik oder in der Politik: Politiker benutzten historische Argumentationen, um ihre Position zu stärken, es gibt öffentlichen Streit um Historisches. Es

gibt ein durchaus virulentes außerwissenschaftliches Geschichtsbewußtsein. In diesem Zusammenhang ist es nützlich, die Trivialität zu wiederholen, daß wir nicht die Freiheit haben, uns für oder gegen historisches Bewußtsein zu entscheiden. Wenn man die Frage nach der — generellen — Relevanz der Geschichtswissenschaft negativ beantworten würde — eine logisch notwendige Denkmöglichkeit, vor der die Fragenden freilich fast regelmäßig zurückscheuen —, so würde an Stelle der Geschichtswissenschaft nur die wuchernde, halbverdrängte oder unaufgeklärte Erinnerung und die Manipulation dieser Erinnerung durch Interessenten und Ideologen treten. Schon angesichts dieser Alternative hat Geschichtswissenschaft eine wesentliche Legitimation, nämlich die Aufklärung der Erinnerung, die Abwehr der irrationalen Legenden. Aber mit dieser Abwehrfunktion ist die Frage nach Sinn und Bedeutung der Historie im Gesamtgefüge der Gegenwart, also die Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz noch nicht konkret, noch nicht positiv beantwortet.

Nach diesen Vorerörterungen wenden wir uns unserer Hauptfrage nach der gesellschaftlichen Relevanz zu. Wir lassen die Meinung, Geschichtswissenschaft sei Selbstzweck, die Erfüllung eines menschlichen Urtriebes nach Wissen-Wollen, in unserer gegenwärtigen Situation außer acht, ebenso wie die Naivität, in dem Tatbestand der Geschichtswissenschaft nur ein pures Faktum zu sehen, über dessen Sinn und Recht nichts weiter auszusagen sei. Wir gehen vielmehr, ohne vorerst theoretisch zu reflektieren, von einem gewissermaßen praktischen Konsensus innerhalb der Wissenschaft, wie zwischen Wissenschaft, Politik, Bürokratie und Öffentlichkeit aus. Wenn Historie überhaupt vor dem Forum der Zeit sich legitimieren will, wenn sie öffentliche Ansprüche auf Steuergelder oder auf Anteil an der Erziehung erhebt, dann deshalb, weil sie — das ist der Inhalt des Konsensus — unersetzliche Aufgaben in der Gegenwart und für die Gesellschaft hat. Diese Behauptung wird in der Tradition des Historismus damit begründet, daß die Gegenwart eine Gewordene ist, daß Vergangenes in ihr mächtig sei. Und darum ist der Versuch, sich in der Gegenwart zu orientieren und mit anderen über das Handeln zu verständigen, ein Versuch, der zu den Voraussetzungen unseres Lebens gehört, an die Geschichte verwiesen. Die Geschichte dient der für das Handeln notwendigen Aufhellung der Gegenwart. Darüber also herrscht weitgehend Einigkeit. Aber *wie* das nun geschieht, *wie* die Beschäftigung mit dem Vergangenen der Aufhellung der Gegenwart oder der Verständigung des Menschen über sich selbst dient, darüber gerade besteht Streit. Das Auf-

kommen des Begriffes Relevanz ist ja etwas anderes als das Aufkommen einer neuen Bezeichnung für die Frage nach Sinn und Bedeutung der Historie, Relevanz ist mehr und ist anderes als ein neues Wort für die eben beschriebene inexplizite *communis opinio* von der unersetzlichen Bedeutung der Historie für die Gegenwart. Vielmehr: dieser Begriff ist ein Kampfbegriff, und er impliziert den Kampf gegen ein bestimmtes Wissenschaftsverständnis. Wer von Relevanz heute spricht, fragt nicht nur, sondern er fordert Relevanz; er geht davon aus, daß die bestehende Wissenschaft zum guten Teil entweder überhaupt oder doch *de facto* irrelevant für diese Gegenwart und diese Gesellschaft sei oder geworden sei, daß sie ihren Bezug zu dieser Gegenwart nicht reflektiere, daß sie — trotz jener Konsensustheorie — im elfenbeinernen Turm einer sich selbst genügenden Wissenschaftlichkeit verharre. Der Begriff der Relevanz geht insofern über die generelle Frage nach Sinn und Bedeutung der Geschichtswissenschaft hinaus und zielt statt dessen eine bestimmte Richtung der Beantwortung an. Diese Richtung läßt sich zunächst dadurch charakterisieren, daß erstens der Bezug der Wissenschaft zur Gesellschaft und Gegenwart nicht etwas Auch-Vorhandenes, etwas Hinzukommendes oder ein Aspekt ist, sondern im Mittelpunkt des Wissenschaftsverständnisses steht; daß zweitens dieser Bezug ein unmittelbarer d. h. nicht unendlich vermittelter Bezug ist; und daß drittens dieser Bezug der Wissenschaft zur Gegenwart nicht ein Bezug zur Theorie, sondern ein Bezug zur Praxis ist und daß dieser Bezug gerade den Inhalt und die Methode der Wissenschaft bestimmt. Diese drei Aspekte — zentrale Bedeutung, Unmittelbarkeit und Orientierung an der Praxis —, charakterisieren den spezifischen und polemischen Sinn des Begriffes der gesellschaftlichen Relevanz, und zwar sowohl im Hinblick auf die Geschichtswissenschaft im ganzen, wie auf einzelne Gegenstände, Bereiche und Frageweisen innerhalb der Geschichtswissenschaft.

Freilich müssen nun innerhalb dieser formalen Übereinstimmung wiederum verschiedene inhaltliche Ausprägungen dieses Begriffes auseinandergehalten werden.

1. Relevant ist, was in unmittelbarem Bezug zur Gegenwart steht, unmittelbar zu ihrem Begreifen beiträgt, sei es zeitlich als Vorgeschichte der Gegenwart, die Zeitgeschichte oder die Geschichte seit der französischen Revolution, sei es sachlich als Geschichte gegenwärtiger, vornehmlich wichtiger Phänomene; die Geschichte der Wirtschaft und nicht die der Kirche, die Geschichte der Stadt und nicht die des Dorfes, die Geschichte von Klassen und nicht die von Rechtsinstitutionen sind primär relevant. Die Vergangenheit ist nicht als solche und um ihrer selbst

willen bedeutsam — das gilt als antiquarisch —, und sie ist nicht bedeutsam im Sinne einer Bildungsidee, die einen universalen Überblick über die Weltgeschichte anstrebt. Sie ist bedeutsam als Vorgeschichte der Gegenwart, und die Beschäftigung mit ihr dient dazu, eine — theoretische — Orientierung in der Gegenwart zu ermöglichen. Von daher ergibt sich dann das Auswahlkriterium für Themen und Bereiche, Stoffe und Kategorien und für die Verteilung von Stellen und Mitteln in einer nach dieser Zwecksetzung zu organisierenden Wissenschaft. Wir können diesen Relevanzbegriff auch als den Begriff der präsentistischen Geschichtsbetrachtung bezeichnen. Irrelevant ist dann das, was für die Vorgeschichte der Gegenwart keine Rolle spielt; oder, da man von Graden der Relevanz sprechen kann und sich zwischen dem Relevanten und dem Irrelevanten ein Kontinuum ergibt, so ist das jeweils Irrelevantere das, was eine geringere Rolle in der Vorgeschichte der Gegenwart spielt. Die Relevanz nimmt von der Gegenwart her gesehen ab.

2. In einem zweiten Sinne wird Relevanz der Geschichte auf das Handeln in der Gegenwart, und zwar auf Ziele und Normen des Handelns bezogen. Es kommt nicht nur darauf an, die Gegenwart zu begreifen, sich in dieser Gegenwart zu orientieren und damit Einsicht in einen Handlungsspielraum und in Handlungsregeln zu gewinnen, sondern es kommt darauf an, in dieser Gegenwart zu handeln, von bestimmten Normen und Werten her auf sie hin zu handeln. Wir sollen, so meint man, aus der Geschichte nicht nur lernen, was getan werden kann, sondern auch lernen, was getan werden soll. Geschichte ist relevant, soweit sie im Dienste politischer Pädagogik steht. Sie hat einen moralischen Beruf, die Pflicht zur politischen Pädagogik. Das heißt nun zunächst: Geschichte soll politisch-moralische Wertordnungen unserer Gesellschaft, sofern über sie mehrheitlich Konsensus besteht, stabilisieren, z. B. den Wert von Freiheit und Demokratie, Frieden und sozialem Fortschritt und den damit verbundenen Institutionen, Zielen und Verhaltensweisen wie die Gefahren des Nationalismus oder des Autoritätsglaubens verdeutlichen, einprägen, zur Selbstverständlichkeit werden lassen. Geschichte soll zu einem dementsprechenden Verhalten erziehen, sie soll die dafür „relevanten“ Traditionen oder Modellsituationen aktualisieren. Von diesem pädagogisch-moralischen Ziel her bestimmt sich nicht nur die Auswahl von Gegenständen und Themen, sondern vor allem auch die Perspektive historischer Arbeit und Darstellung. Die Beschäftigung mit dem deutschen Widerstand gegen Hitler in den 50er Jahren ist sicherlich ein Beispiel für den Einfluß solcher

Erwägungen auf die Historie. Und in dieselbe Richtung gehört eine Erklärung von Bundespräsident Heinemann im vorigen Jahr (1970), der dabei offenbar noch immer unter dem Eindruck eines Geschichtsunterrichtes stand, wie er vielleicht vor fünfzig Jahren üblich war: das freiheitlich-demokratische Deutschland müsse seine Geschichte anders als das frühere obrigkeitlich verfaßte Deutschland schreiben; man müsse in der Geschichte unseres Volkes nach jenen Kräften spüren und ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, die dafür gelebt und gekämpft hätten, daß das deutsche Volk politisch mündig und moralisch verantwortlich sein Leben und seine Ordnung selbst gestalten kann, diese Geschichte — ein ungehobener Schatz an Vorgängen — müsse man ans Licht ziehen und im Bewußtsein verankern. Auch in den Arbeiten vieler jüngerer Historiker zur deutschen Geschichte, ich nenne nur H. U. Wehler oder M. Stürmer, ist diese Tendenz zur politischen Pädagogik lebendig und immer wieder auch ausdrücklich formuliert.

3. Der Bezug der Geschichte auf die Ziele und Normen des Handelns, auf die moralisch-politische Pädagogik kann nun — und die Übergänge sind hier fließend — so verschärft werden, daß Geschichte nicht so sehr auf die Gegenwart, sondern explizit auf die Zukunft bezogen wird. Relevant ist, so meinen viele, nicht, was die Gegenwart im Sinne des obengenannten gesellschaftlichen Konsensus stabilisiert, sondern relevant ist, was der gegenwart- und weltverändernden Praxis dient. Geschichte im Sinne des die Wissenschaft bestimmenden Historismus diene, so heißt es, der Rechtfertigung der Vergangenheit, und analog der Rechtfertigung der Gegenwart, sie stabilisiere den status quo und lähme die Aktivität. Und Geschichte im Sinne einer vom sogenannten Konsensus eines herrschenden Systems ausgehenden politischen Pädagogik diene wiederum nur der Stabilisierung eines bestehenden, zum Beispiel parlamentarisch-liberalen Systems. Historie aber ist in diesem dritten Sinne erst relevant, wenn sie gegen Vergangenheit und Gegenwart von der Priorität einer Zukunft, der konkreten Utopie einer besseren Zukunft bestimmt ist, wenn sie die Frage: was sollen wir tun? im Sinne der Weltveränderung beantwortet oder zumindest zu dieser Antwort hilft. Geschichtswissenschaft dient daher einem eindeutig bestimmten (Zukunfts-)programm, z. B. der Emanzipation, der Ablösung von Herrschaftsstrukturen, der Befreiung von Unterdrückten, dem Sieg der Arbeiterklasse etc. Man kann auch sagen, Geschichtswissenschaft ist parteilich — nicht im Sinne einer Parteilichkeit „der“ Gegenwart gegen die Vergangenheit, sondern im Sinne einer Parteinahme „in“ der Gegenwart für „ein“ Zukunftskonzept, und darum

ist sie eben relevant. Dabei ist diese Parteilichkeit ebenso sehr Voraussetzung der relevanten Geschichtswissenschaft, wie solche Geschichtswissenschaft die Parteilichkeit bestätigt, konkretisiert oder gar vermeintlich begründet. Dieser Bezug zur Zukunft nun konstituiert natürlich einen besonderen Bezug zur Gegenwart, nämlich einen kritischen Bezug. Die zukunftsorientierte Historie ist Kritik der Gegenwart. Und insofern sind Geschichte und Historie dann relevant, wenn sie zur Kritik der Gegenwart in der Perspektive jenes Zukunftswillens beitragen, an diesem Moment der Kritik gerade läßt sich die Relevanz messen. Dieter Forte, der sich auf des Bundespräsidenten Mahnung an die Historiker beruft, schreibt ein vielgespieltes und vieldiskutiertes Stück über Martin Luther und Thomas Müntzer, weil im Kampfe Müntzers gegen Luther und Fugger der Kampf um Befreiung der Unterdrückten, um die Auflösung einer kapitalistischen wie feudalistischen Herrschafts- und Ausbeutungsordnung und der sie stützenden Ideologien einsichtig gemacht werden kann, weil an einem Stück Geschichte etwas, was der Autor für ein Gegenwartsproblem und eine Zukunftsaufgabe hält, exemplifiziert werden kann. Relevant ist in diesem Sinne zum Beispiel die Rätebewegung von 1918/19, nicht aus dem historistischen Interesse daran, daß hier Entscheidungen über die Struktur der Weimarer Republik fielen, die vielleicht für ihre Geschichte wichtig gewesen sind, nicht auch aus dem Interesse eines „juste milieu“, die Tradition der parlamentarisch-liberalen Demokratie in ihrem Kampf mit rechten und eben auch linken Gegnern zu erhellen, sondern deshalb, weil hier die Idee von einer verratenen oder verschenkten und verspielten Revolution gewonnen und mit Hilfe der Kritik an Ebert gegen revisionistische Sozialdemokraten ins Feld geführt werden kann, weil hier Konzepte und Probleme des Klassenkampfes gelernt werden können. Relevant ist in diesem Sinne noch immer der Kriegsausbruch von 1914, weil man durch seine Analyse eine noch heute herrschende Schicht treffen kann — eine Meinung, die keineswegs Fritz Fischer, wohl aber einzelne seiner Anhänger und Schüler vertreten; relevant ist die Geschichte der Neger in den Vereinigten Staaten, weil und insofern sie ihrem Identitätsbewußtsein und ihrem Kampf um endliche Gleichberechtigung zugute kommt, relevant ist die Geschichte des Kolonialismus, weil und insofern sie dem Kampf der Dritten Welt gegen imperialistische Unterdrückung nützt (ich wähle absichtlich diese Beispiele, weil die moralische Legitimität der implizierten Folgen unterschiedlich beurteilt werden wird). Relevant ist dies alles, weil es eine bestimmte, heute mehr oder minder revolutionäre

Praxis lehrt und ihr zugute kommt. Es lassen sich natürlich manche Beispiele aus der Historiographie der letzten 150 Jahre anführen, die demselben wissenschaftlichen Modell folgen, Historie als Parteinahme im Namen einer erstrebten, als „wahr“ angenommenen Zukunft betreiben, und zwar auch und gerade im umgekehrten gegenrevolutionären Sinne; in den zwanziger und dreißiger Jahren ist Geschichte von den rechten und den nationalsozialistischen Gegnern der Demokratie in diesem Sinne, von den einen mehr faktisch, von den anderen auch theoretisch betrieben worden, Walter Franks Kampf gegen die „Zunft“ ist ein Beispiel theoretischer Argumentation in dieser Richtung; und Ch. Beard hat, unter dem Druck des aufgestiegenen Faschismus, die Geschichtswissenschaft auf die Zukunft der Demokratie — nach formal ähnlichem Modell — verpflichtet.

Man sieht aus unseren Beispielen: es kommt hier nicht allein und nicht einmal vornehmlich auf das Thema, auf den Gegenstand an, sondern wesentlich werden hier bestimmte Perspektiven. Das hängt zusammen mit dem, was jetzt im Umgangsstil der Neuen Linken als „kritische Geschichte“ bezeichnet wird. Gemeint ist hier mit dem Worte kritisch bekanntlich nicht mehr Quellenkritik und kritische Methoden bei der Ermittlung von Tatsachen und Zusammenhängen, sondern ein kritischer Standpunkt gegenüber der Vergangenheit, ihren Institutionen und Menschen. Nicht die Grundforderung des Historismus nach universalen Gerechtigkeit, danach, Menschen und Institutionen aus ihrer Zeit zu verstehen und zu beurteilen, soll mehr gelten; denn solche Gerechtigkeit ist entweder wertindifferent oder gar konservativ, sie rechtfertigt letzten Endes nur das Gewesene und in Konsequenz des historischen Relativismus das Gegenwärtige. Vielmehr geht es um eine Kritik an Gewesenem, weil und insoweit das Maß des Fortschrittes und des Erwünschten, der „Wünschbarkeiten“ Burckhardts, das der Kritiker setzt, nicht entsprechend verwirklicht ist. Das gilt unbeschadet des qualitativen Unterschiedes nicht nur für die naiven, sondern auch für die reflektierten „Kritiker“, die — durch den Historismus hindurchgegangen — immerhin noch versuchen, ihr Fortschrittskriterium mit zeitgenössischen Beurteilungsmaßstäben, mit objektiven und subjektiven Möglichkeiten zu vermitteln und erst von daher Partei nehmen. In jedem Falle aber geht es darum, eine Art Geschichte der Wünschbarkeiten, der Optative, der Konjekturen — eine Art Gegengeschichte zu den wirklichen Ereignissen und Strukturwandlungen zu entwerfen. Die Kategorie der Möglichkeit, die in einer nicht absolut positivistischen Geschichtsschreibung immer einen bedeutenden heuristi-

schen Wert hat, wird in diesem Sinne kritisch-progressiv zu einer substantiellen Zentralkategorie gesellschaftlich relevanter Geschichte.

Für einen überzeugten marxistischen Kommunisten schließlich wird unter einem ähnlichen Aspekt wieder — sozusagen — die ganze Geschichte relevant. Die Tendenz, die historische Gesetzmäßigkeit der Klassenkämpfe und des Verhältnisses von Basis und Überbau erkennen und vollständig nachweisen zu wollen, ein Tatbestand, der für die Zukunftsperspektive und die Praxis von eminenter Bedeutung ist, begründet dann, daß Relevanz kaum noch ein Auswahlkriterium ist, sondern in gewisser Weise alles Geschichtliche relevant ist, weil an ihm die Gültigkeit des Gesetzes nachgewiesen werden kann.

Alle drei Argumente zugunsten eines unterschiedlich gefaßten Relevanzbegriffs gehen ganz legitim davon aus, daß das menschliche Interesse an der Vergangenheit mit dem Interesse an Gegenwart und Zukunft zusammenhängt. Sie antworten auf das natürliche Verlangen, den Lebenswert der Beschäftigung mit Geschichte unmittelbar greifbar zu machen, und sie begründen die notwendigen Kriterien, um aus der Geschichte die Schwerpunkte, das der Erforschung und Darstellung Werte auszuwählen und zu entscheiden, für welche Forschungen Geld zur Verfügung zu stellen ist. Diese Argumente haben ihr partielles Recht. Historisches Fragen setzt unmittelbar an der Gegenwart — mit der naiven Frage: Wo kommt das her? — an. Zur Aufklärung der Gegenwart durch Geschichte haben die der Gegenwart zunächst liegende Geschichte wie die Vorgeschichte der in der Gegenwart besonders wichtigen Institutionen, Gruppen und Strukturen, einen natürlichen Vorrang, das erscheint einleuchtend. Antiquarische Historie erscheint als ästhetisch-eskapistische Position. Die Bildungsidee des gleichmäßig-universalen Überblicks scheint durch die praktische Erfahrung mit der Möglichkeit der Bildung als unrealisierbar. Die im Geschichtsbewußtsein lebendige kollektive Erinnerung beeinflusst auch vor aller Wissenschaft das Handeln der Menschen, von daher ist das pädagogische Interesse einer Generation und also derer, die sich erinnern, daran, was weiterhin an eine neue Generation überliefert werden soll, und daran, was aus der Geschichte normativ zu lernen ist, nicht nur unvermeidlich, sondern durchaus legitim. Vergangenes schließlich ist nicht nur gegenwärtig, sondern es enthält immer auch Zukunft, darum ist ein im Namen der Zukunft gestellter Anspruch an die Geschichte durchaus verständlich. Zudem und vor allem aber: Die wissenschaftliche Historie hat immer schon — wenn auch nicht ausschließlich und vielleicht nicht

immer beabsichtigt — der Orientierung in der Gegenwart, der politischen Pädagogik, den politischen Programmen gedient und zumindest kann sich kein Ergebnis historischer Nachforschung solcher Verwendung entziehen. In den Reflexionen der Historiker, die die Geschichtswissenschaft zu begründen suchten, haben solche Überlegungen — wie zum Beispiel bei Droysen — immer schon eine Rolle gespielt. Aber unabhängig davon: auch die Historiker sind als Zeitgenossen und Bürger von politischen und pädagogischen Interessen ihrer Zeit oder bestimmten Gruppen, Klassen oder Parteien beeinflusst, ja geleitet, die Historiker reproduzieren nicht die Vergangenheit, sondern sie vollziehen in ihrer Darstellung eine Begegnung zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Gegenstände der Forschung werden aus aktuellen Interessen gewählt, neue Kategorien und Perspektiven entstehen aus solchen Interessen, das kann jede Untersuchung der Geschichte der Geschichtswissenschaft oder des Geschichtsbewußtseins erweisen. Die Historie ist nach Ursprung wie Wirkung, nach Interesse wie Resultaten, durchaus in die Gesellschaft, in der sie lebt, hineingebunden und nicht von ihr isolierbar, so wie das für jede Wissenschaft gilt. Von hierher hat ein zentrales Argument der Protagonisten der Relevanz sein Recht.

Die Versuche, die gesellschaftliche Relevanz zum Sinn und Zweck der Geschichtswissenschaft zu machen und den Wissenschaftsbetrieb von diesem Prinzip her zu organisieren, sollen nun im folgenden einer Kritik unterzogen werden. Vorweg will ich meine These angeben: Die genannten Versuche scheinen mir, wenn auch in unterschiedlichem Maße, den Dienst, den Historie der Gesellschaft und der Gegenwart leisten kann und gerade auch nach Meinung der Vertreter der Relevanzforderung leisten soll, zu verfehlen. Denn die Beziehung zwischen dem Interesse an der Vergangenheit und dem Interesse an der Gegenwart ist viel weniger unmittelbar, viel vermittelter und sehr viel komplizierter und schwerer einsichtig zu machen, als jene Anwälte der Relevanz glauben machen wollen. Es hat gute Gründe, daß die bisherige Geschichtswissenschaft nicht dieser Maxime gefolgt ist und das liegt nicht daran, daß die Wissenschaft sich in einen elfenbeinernen Turm zurückgezogen hätte, daß sie zum Selbstzweck geworden oder daß sie gleichsam vom Gegenstand her traditionalistisch und konservativ wäre.

1. Aus dem Argument, alle Erkenntnis sei von praktischen Interessen motiviert und geprägt, wird gefolgert, das Streben nach wertneutraler Objektivität verschleierte nur die Interessen, ohne doch jene Objektivität erreichen zu können. Die wahre Erkenntnis müsse vom Interesse an

der vernünftigen oder emanzipatorischen Praxis — was vernünftig, was emanzipatorisch ist, gilt als eindeutig — geleitet sein. Diese Art von Erkenntnis müsse gegen eine — nur angeblich — wertneutrale und indifferente Objektivität Partei nehmen, zumal solche Objektivität nicht nur der vernünftigen Praxis gleichgültig gegenüberstehe, sondern faktisch der Erhaltung des status quo diene. Dazu ist hier nur zu bemerken: So sehr die Geschichtswissenschaft dem totalen Ideologieverdacht unterliegt, die *Geltung* wissenschaftlicher Thesen und Ergebnisse, Beschreibungen und Begründungen ist unabhängig von ihrer *Entstehung*, von den Motiven, Interessen oder der Weltanschauung der Historiker oder ihrer Zeit. Diese heute oft verkannte einfache logische Unterscheidung zwischen *Geltung* und *Genese* einer These wird durch das Faktum, daß wissenschaftliche Diskussion zwischen Menschen verschiedener Positionen möglich ist und daß es unabhängig von Motiven und Interessen der Erkennenden einen Fortschritt wissenschaftlicher Erkenntnis und ein Urteil über Wahrheit oder Unwahrheit von Erkenntnis gibt, schlechterdings bewiesen. Natürlich ist der Historiker standortgebunden, natürlich ist Historie nicht eine Wissenschaft, die einfach ein Abbild der Vergangenheit herstellt, sondern sie enthält die Beziehung zwischen Gegenwart und Vergangenheit als konstitutives Merkmal in sich, sofern nämlich von der Gegenwart her das Ende der in ihr verwobenen Geschichten sich bestimmt, dieses Ende sich mit einer Gegenwart ändern kann und darum — in einem spezifischen Sinn — jede Gegenwart ihre Geschichte neu schreibt. Aber — so schwierig auch die hier implizierten und hier nicht zu behandelnden logischen und erkenntnistheoretischen Probleme sind: die Objektivität der Erkenntnis der Vergangenheit bleibt für den Historiker die regulative, seine Tätigkeit leitende und regulierende Idee. Das sogenannte Interesse der Praxis, so sehr es faktisch Historiker beeinflussen mag, ist nicht die Norm geschichtlicher Erkenntnis. Die Soziologie der Wissenschaft und der Forschung ersetzt nicht deren Logik. Und die Behauptung von der Status-quo-Orientierung der auf Objektivität verpflichteten Wissenschaft ist eine unbewiesene Polemik, die gerade im Falle der Historie — angesichts der revolutionierenden Auswirkungen des entschiedenen Historismus — besonders absurd ist. Historie ist jenseits von Rechtfertigungs- oder Verwerfungserkenntnis.

Man kann auch dem Ideologieverdacht nicht dadurch begegnen, dem Problem der Objektivität nicht dadurch entgehen, daß man ein leitendes außerwissenschaftliches Interesse ausspricht und seine Parteilichkeit damit gerechtfertigt meint; vom Zwang zur intersubjektiven Nachprüf-

barkeit der eigenen Ergebnisse kann man sich damit nicht dispensieren. Daher kann der Verweis auf das Faktum gesellschaftlicher Bindungen jedes Forschers niemals eine dezisionistische Erhebung partikularer Standpunkte, seien es die der Gegenwart, seien es die der Zukunft, zur Norm begründen. Damit würde gerade die die Wissenschaft konstituierende Kommunität der Forschenden und damit die Basis einer aus der Wissenschaft selbst abzuleitenden Minimaethik aufgelöst. Das besagt — noch einmal — nicht, daß Interesse an Gegenwart und Zukunft nicht faktisch Forschung motivieren kann und daß es sie beeinflusst, oder daß solche Motivation und solcher Einfluß illegitim wären. Wohl aber besagt es, daß solche Interessen nicht Forschung nach Auswahl der Gegenstände und Methoden leiten und organisieren, Forschung bestimmen können. Denn nicht auf jene Interessen kommt es an, sondern auf die Geltung von Ergebnissen.

Wo aus praktischen Gründen Prioritäten in der Forschung gesetzt werden müssen, werden solche Interessen ins Spiel kommen; ich werde im folgenden zeigen, daß diese Interessen nicht eindeutig und nicht kohärent sind, daß es vielfältige und gegenläufige Interessen gibt, die von der Gesellschaft mittelbar mit gleichem Recht legitimiert werden können und müssen, und daß von einem Interesse her eine eindeutige Entscheidung zugunsten von Prioritäten nicht gewonnen werden kann. Der Pluralismus der Forschung, der für sie wie für unsere Gesellschaft konstitutiv ist, widerstreitet der Herrschaft des Relevanzprinzips. Die Fragen nach wissenschaftsimmanenten Prioritäten läßt sich durch den Rekurs auf ein wissenschaftstranszendentes Interesse wegen dessen fehlender Eindeutigkeit nicht lösen.

2. Die Wissenschaft kann die Frage, was sollen wir tun?, nicht beantworten, sie kann keine Richtung, keine Zielpunkte, keine Werte angeben, auf die hin die Welt zu verändern ist. Die notwendigen Konflikte innerhalb einer Gesellschaft über ihre Zukunft können nicht durch Rekurs auf die Geschichte gelöst werden. Die Historiker können nicht wissenschaftlich und nicht mit der Macht vergegenwärtigter vergangener Erfahrung die gesellschaftliche oder politische Praxis normieren, Ziele für weltveränderndes Handeln angeben oder legitimieren, und mit dem Anspruch der Wissenschaft, das heißt der intersubjektiven Nachprüfbarkeit, Partei nehmen. Sie können sich auch nicht in den Dienst einer Partei und eines Absolutheitsanspruchs stellen und die Vergangenheit „kritisch“ im Sinne dieser Partei durchleuchten, ohne ihre Wissenschaftlichkeit aufzugeben. Relevanz in diesem Sinne ist kein wissenschaftsbegründender Begriff mehr.

Diese Parteilosigkeit der Wissenschaft aber ist nicht schwächliche Neutralität oder relativistische Resignation ohne eine Funktion für das Handeln, für Gegenwart und Zukunft. Wir erwägen in diesem Zusammenhang hier zunächst die mögliche Funktion der Geschichtswissenschaft in ihrem Bezug zur Zukunft. Nehmen wir einmal an, eine Gesellschaft oder eine Mehrheit der Gesellschaft wäre über ihre Zukunft, das „wahre Interesse der Gesellschaft“, einig und verlangte von der Historie, sich in den Dienst an der Realisierung dieser Zukunft zu stellen, diesen ihren „Auftrag“ zu erfüllen. In diesem Falle handelt es sich dann in Wahrheit darum, daß die angesprochene Zukunft ganz aus der Gegenwart gesehen wird, daß sie vorweggenommene, mediatisierte Zukunft ist, — die Beschäftigung mit der Vergangenheit dient dann nicht mehr der Zukunft, sondern nur dieser gegenwärtigen Zukunftsperspektive, sie stabilisiert diese Perspektive. Gerade die Orientierung an der Zukunft bleibt auf diese Weise statisch, sie verfestigt ein bestimmtes gegenwärtiges Bewußtsein, das utopisch-ideologische Gehäuse einer selbstgerechten Gegenwart und ihren totalen oder relativen Absolutheitsanspruch, und sie arbeitet damit an einer geschlossenen und präfixierten Zukunft. Demgegenüber kann die Beschäftigung mit der Vergangenheit *als* Vergangenheit, die das natürliche Interesse an der Zukunft, ohne es zu vergessen, gewissermaßen einklammert, etwas ganz anderes für die Zukunft leisten. Aus der Beschäftigung mit vergangenen, verwirklichten, entworfenen und gescheiterten Möglichkeiten, mit Geschichten, die noch ein offenes Ende, noch die Möglichkeit eines anderen Endes haben, mit der Veränderlichkeit menschlicher Ziele und mit der Diskrepanz zwischen Absichten und Verwirklichungen relativiert sie gerade die gegenwärtigen Fixierungen und Absolutheitsansprüche und hält die unverfügbare Zukunft unverstellt offen. Historie als Wissenschaft lehrt zudem die Skepsis gegen die Neigung aller auf Relevanz Eingeschworenen zu geschlossenen Geschichtsbildern, sie hält das Fragwürdige, das Nichtgewußte und Nichtwißbare bewußt. Diese Relativierung gegenwärtiger Absolutheitsansprüche an die Zukunft, auch wenn sie im Namen der menschlichen Freiheit auftreten, diese Skepsis gegen ein Totum von Wissen und Wißbarkeit ist geradezu die Bedingung dafür, die endliche und relative Freiheit des Menschen und die schöpferischen Möglichkeiten, die Kreativität, in einer offenen Zukunft aufrechtzuerhalten. Offenheit der Zukunft und Zuwendung zur Vergangenheit *als solcher* bedingen einander. Geschichtswissenschaft hat eine Funktion, Zukunft offen zu halten.

Aber man muß hier den schlampigen ins Totale ausgeweiteten Ge-

brauch des Funktionsbegriffs vermeiden. Diese Funktion der Geschichtswissenschaft ist nicht ihr Motiv und nicht ihr Sinn oder Zweck; denn nur dann, wenn sie sich der Vergangenheit als solcher zuwendet, wird sie diese eine ihrer Funktionen erfüllen, das aber ist eben erst ein Ergebnis ihrer Bemühungen.

Die Unterscheidung von Relevantem und Irrelevantem tritt unter diesem Aspekt zurück: Das jetzt scheinbar Irrelevante mag schon morgen eine enorme Relevanz haben, es wäre kurzsichtig, Bedürfnisse der Gegenwart zu verabsolutieren. Darüber hinaus aber: das scheinbar Irrelevante, das Alte, das Andersartige, das Fremde, das Untergegangene und nicht mehr Nachwirkende, mit dem sich Geschichtswissenschaft herkömmlicherweise auch beschäftigt, ist es gerade, das die Befangenheit im Eigenen relativiert, ohne das Engagement im Eigenen unmöglich zu machen, und den Raum des Möglichen erweitert. Die revolutionäre Implikation des Historismus, die alle diejenigen verkennen, die den Historismus allein als eine Traditionen stabilisierende oder dem Status quo verpflichtende Kraft ansehen, nämlich die Leistung, alles Seiende zu verflüssigen, als entstanden, sich wandelnd und darum auch als vergehend und veränderbar darzustellen, diese revolutionierende Leistung des Historismus muß auch auf die Zukunftsperspektiven einer Gesellschaft angewandt werden und das heißt: auch sie müssen in ihrer Endlichkeit und Bedingtheit dargelegt werden und ihrer falschen Absolutheitsansprüche entkleidet werden.

3. Auch die politisch-pädagogische Benutzung der Geschichte unterliegt einer ähnlichen Dialektik wie die futuristische, auch die These von der politisch-pädagogischen Relevanz gerät in Widersprüche zu ihrem eigenen Anspruch. Die Beschäftigung mit Geschichte, die Auswahl des zu Erforschenden und seine Darstellung, soll sich letzten Endes nach diesem Kriterium der Relevanz richten, es soll das objektive Motiv institutionalisierter Geschichtswissenschaft sein und also Zweck und Sinn der Historie bestimmen. Würde man aber nach den damit gesetzten Regeln verfahren, so würde man die politisch-pädagogische Funktion gerade nicht erfüllen, ja verfehlen. Es ist nämlich zum einen — und jeder Historiker weiß das — nicht vorher abzusehen, ob ein Gegenstand oder ein Ergebnis in jenem pädagogischen Sinne brauchbar ist, ob eine moralisch-pädagogische Perspektive wirklich etwas sehen läßt und die Gefahr, das in die Geschichte hineinzulesen, wofür man sie verwenden will, ist evident und vielfältig belegt. Zum andern: Wo das pädagogisch-politische Interesse zur Norm gemacht wird, kann die geschichtliche Erkenntnis gerade etwas für die Praxis Wesentliches,

nämlich Erweiterung des Erfahrungsraumes, Befestigung des Urteils durch Objektives nicht erreichen; sie bleibt in der Selbstbestätigung einer Gesellschaft oder ihrer Gruppen stecken, und sie bietet nichts Neues mehr. Demgegenüber kann erst die Erkenntnis, die von ihrer praktischen Verwendbarkeit absieht, ohne sie zu vergessen, erst die Erkenntnis, die nicht nach moralischer Relevanz schießt und sich ohne gewollte, perspektivische Verzerrung und gegenständliche Verkürzung der Vergangenheit als Vergangenheit zuwendet, der Praxis einen wirklichen Dienst leisten.

Von daher läßt sich dann die Frage anders beantworten, ob und wie wir aus der Geschichte lernen können, und die Frage, welche Bedeutung die Möglichkeit des Lernkönnens für die Geschichtswissenschaft hat. Wir können aus der Geschichte lernen. Nicht im Sinne der moralischen oder religiösen Verbindlichkeit, des vorhistoristischen *historia magistra vitae*, nicht auch so, daß wir Rezepte vermitteln oder bekommen, die man mehr oder minder unmittelbar anwenden könnte. Denn der Historismus hat mit dem in dieser Hinsicht siegreichen Individualitätsprinzip Situationen und Normen als geschichtlich, das heißt als wandelbar erwiesen: die Situationen, auf die solche Rezepte angewandt werden könnten, sind immer wieder andere. Zwar lassen Vergleiche und Typenbildung Übertragbarkeiten möglich erscheinen. Man kann durch die Analyse von Krisen, von Friedensordnungen, vom Verhältnis von Innen- und Außenpolitik, von sozialem und kulturellem Wandel Vermutungen über Regelmäßigkeiten anstellen und daraus Schlüsse für die Gegenwart, Handlungsregeln folgern. Aber die Applizierbarkeit und die Applikation so gewonnener Erkenntnis bleibt immer ungewiß, die Wiederholung und die Wiederholbarkeit ist ein Problem. Die Frage, ob denn je aus der Geschichte jemand gelernt habe, unterstreicht nur in naiver Weise diese Problematik. Und ähnlich steht es mit der Möglichkeit der Historie aus der Beobachtung von Regelmäßigkeiten und zumal von allgemeinen Trends, einen Beitrag zur Prognose zu liefern; die Unmöglichkeit, mittels der Historie Gesetze des Geschichtsverlaufs zu ermitteln, ist die Zuspitzung dieser Problematik. — Aber wir können in dem Sinne aus der Geschichte lernen, daß Möglichkeiten des Handelns, Freiheit und Determination, Größe und Grenze unseres Spielraumes, die Macht der Institutionen, Traditionen und Kollektive und die Möglichkeit ihrer Veränderung einsichtig werden. Wir können die unbeabsichtigten Folgen bestimmter Entscheidungen oder Unterlassungen, bestimmter Wertorientierungen mit Hilfe der Analyse vergangener Prozesse mit einem hohen Maß von Wahrscheinlichkeit deutlich

machen. Die Geschichte wird z. B. die Naivität des Fortschrittsoptimismus wie des Fortschrittspessimismus, die Naivität des reinen Ordnungs- wie des reinen Freiheitsglaubens in eine reflektiertere und differenzierte realistische Einsicht über den Fortschritt oder über das Verhältnis von Ordnung und Freiheit überführen. Sie gibt keine endgültigen hypothetischen Normen (wenn-dann), aber sie begrenzt den Spielraum des Möglichen, zumal indem sie Handlungsprogramme relativiert und aus historischer Erfahrung kritisiert. Damit aber stellt sie eine Grundlage des Handels bereit. Hier ist die Möglichkeit einer unideologischen politischen Pädagogik begründet. Und es gibt Grenzfälle und extreme Situationen, bei denen auch die Historie *als* Historie zu moralisch-politischen und in dieser Weise pädagogischen Konsequenzen kommt — und zwar ganz unabhängig davon, daß alle Historie in ihren Ergebnissen einer gewissen, nicht mehr wissenschaftlichen moralischen „Benutzung“ offen oder ausgesetzt ist.

Aber und das ist für unseren Zusammenhang entscheidend: was aus der Geschichte zu lernen ist, ist nicht in einem Vorgriff verfügbar, so daß wir in der Zuwendung zur Geschichte das auswählen könnten, wo wir etwas lernen zu können meinen oder gar das, von dem wir — vor aller Historie — meinen, es sollte gelernt werden. Nur wer sich, indem er vom Lernenwollen gerade absieht, der Fülle der wesentlichen Phänomene der Vergangenheit zuwendet, wird zu Ergebnissen kommen, von denen wir alle im eben beschriebenen Sinne vielleicht etwas lernen können. Das Lernenwollen ist, sofern es unbefangen ist, ein legitimes, subjektives Motiv für einen Historiker; daß wir aus Ergebnissen der Historie etwas lernen können, ist eine Funktion der Historie; ein leitendes Kriterium für das historische Arbeiten und für die Organisation historischer Forschung kann der Gesichtspunkt des Lernenwollens und des Lernenkönnens gerade nicht sein. Wenn unter Relevanz verstanden wird, eine politisch-pädagogische Wünschbarkeit zum Prinzip oder zu einem der Prinzipien der Historie zu machen, dann hebt diese Art von Relevanzthese sich selbst auf.

4. Aber bleibt es nicht doch wahr, daß es das Interesse an der Gegenwart ist, das Geschichtswissenschaft sinnvoll macht und allein rechtfertigt, und das heißt, wenn denn Geschichtswissenschaft nicht selber Werte und Ziele setzen oder auch nur begründen kann, das Interesse an der Orientierung in der Gegenwart, an der Selbstverständigung der Gegenwart; und daß diese Begründung der Wissenschaft, die ihr transzendent ist und von der praktischen Vernunft geleitet ist, auch wissenschaftsimmanent zur Geltung kommen muß? Das soll nicht be-

stritten werden. Insofern Historie Vergangenheit, Geschichte erforscht und analysiert und darstellt, kann sie nicht davon absehen, daß diese Geschichte, dieser Prozeß, diese Entwicklung, jeweils ein Ende hat, und wie immer der Historiker dieses Ende bestimmt, es ist von der Gegenwart, dem Ort des Historikers, an dem einstweilen alle Geschichten, die Geschichte konstituieren, zu Ende gekommen sind, abhängig. Insofern ist der Bezug von Vergangenheit und Gegenwart auch ein immanentes Merkmal der Geschichtswissenschaft. Das Problem aber ist und bleibt, was hier Orientierung in der Gegenwart heißt, was genau solcher Orientierung dienen soll und wie solche Orientierung wissenschaftsimmanent zur Geltung kommen soll. Hier muß nun Kritik an der Forderung nach Relevanz in engerem Sinne angemeldet werden. Die legitime Forderung, daß die Geschichte der Orientierung in der Gegenwart dienen solle, führt unter dem Gesichtspunkt der Relevanz dazu, Vergangenheit nur für relevant zu halten, sofern und soweit sie in einem spezifischen Sinne Vorgeschichte der Gegenwart ist. Die Vergangenheit wird unter diesem Aspekt als Vorgeschichte angesehen. Die Vergangenheit aber ist mehr als Vorgeschichte, sie ist nicht eine „Pappelallee“, die auf uns zuläuft (von Raumer), sie ist mit der Fülle des Untergegangenen und Abgebrochenen etwas Eigenes, das macht ihren Charakter aus und erregt das unbefangene Interesse dessen, der sich ihr zuwendet. Wenn ich — nicht nur subjektiv motiviert, sondern objektiv geleitet vom Interesse an der Gegenwart — die Vergangenheit angehe, also z. B. den Zusammenhang der deutschen Geschichte von Luther bis zum Nationalsozialismus begreifen will, dann werde ich nur einen partiellen Begriff der Vergangenheit einbringen, nämlich das, was in meine hypothetisch angesetzte Kontinuität hineinpaßt. Mein Ziel, die geschichtliche Herkunft der Vergangenheit zu begreifen, werde ich gerade nicht erreichen, weil ich die Herkunft der Gegenwart verkürze, ja verfälsche. In den gegenwärtigen wissenschaftstheoretischen Debatten wird gerne auf die Psychoanalyse verwiesen, und die Analogie zwischen Psychoanalyse und Historie ist augenfällig: beide bemühen sich um eine Erkenntnis von Vergangenheit, und unter dem Relevanzgesichtspunkt ist die Psychoanalyse deshalb besonders interessant, weil für sie die Aufklärung der Vergangenheit eindeutig von meinem Gegenwartszweck, der Therapie, bestimmt ist. Für unseren Zusammenhang ist nun aus dem Bereich der Psychoanalyse wichtig, daß der absichtsvolle Wille des Patienten, seine Not durch Aufklärung seiner Vergangenheit zu beheben, ein schlechter Ratgeber ist, weil dieser Wille gerade die wirkliche Vergangenheit nicht ans Licht bringt. Erst wenn

ich von jenem den Willen leitenden Interesse an der Gegenwart absehe, bekomme ich die Vergangenheit des eigenen Lebens in den Blick. Erst dann kann ich einen adäquaten Beitrag zum Verständnis der Gegenwart leisten. Auch wenn es das Ziel eines Historikers oder ein Ziel der Historie ist, die Gegenwart aufzuklären, so muß die Intention auf dieses Ziel hin gerade gebrochen werden, um dieses Ziel zu erreichen. Das Interesse an der Gegenwart muß in das Interesse an der Vergangenheit „aufgehoben“ werden, erst dadurch kommt es zum Ziel.

Diese Erwägung darüber, daß und wie Historie als Vorgeschichte der Gegenwart nur möglich ist, indem man von dem Gesichtspunkt der „Vorgeschichte“ gerade absieht und die ganze Fülle der Vergangenheit in Betracht zieht, reicht aber nicht aus, zu begreifen, was Historie ist und was sie sein und wozu sie dienen kann, gerade wenn wir an dem Gegenwartsbezug der Historie als einer ihr wesentlichen Funktion festhalten. Auch die Vergangenheit, die mit unserer Gegenwart nur noch durch einen dünnen Faden von Kontinuität verbunden ist, die wir nur noch sehr indirekt und, je weiter sie zurückliegt, desto weniger zum Verständnis der Gegenwart brauchen, ist nicht nur Gegenstand der faktischen Historie oder hat nur antiquarischen Charakter. Auch diese Vergangenheit ist für die Gegenwart und ihre Praxis von Bedeutung, und zwar in doppelter Beziehung. Einmal: Nur die weite historische Perspektive, der Rückgriff in eine lange Zeitreihe, in die sich verdünnende, aber doch universale Kontinuität der Weltgeschichte, unserer Zivilisation, läßt die Gegenwart in ihrem Stellenwert und ihren Möglichkeiten, ja läßt das Phänomen der geschichtlichen Zeit, der Dimension unseres Handelns, überhaupt begreifen. Der Nationalismus in Mitteleuropa ist nicht ohne die mittelalterliche Kaiser-, nicht ohne die mittelalterliche Siedlungsgeschichte zu verstehen, die bolschewistische Revolution nicht ohne die Geschichte des russischen Liberalismus, nicht ohne die Geschichte von Stadt und Bürgertum im Mittelalter, nicht ohne die Entstehung und Geschichte der Orthodoxie.

Zum andern aber geht das durch die Wissenschaft geformte geschichtliche Bewußtsein, das nicht mehr Traditionsbewußtsein ist, über diesen wie immer erweiterten Gesichtspunkt der Kontinuität noch hinaus, die Bedeutung der Historie für die Gegenwart ist auch unter dem Gesichtspunkt der universalen in die Tiefe der Vergangenheit zurückreichenden Kontinuität nicht voll zu begreifen. Auch unter dem Gesichtspunkt der Diskontinuität behält die Beschäftigung mit Vergangenheit einen spezifischen auf Gegenwart und Praxis bezogenen Sinn. Die Zuwendung zum Andersartigen und Fremden, das mit uns nicht in kontinuierlichem

Zusammenhang steht, und der Versuch, es aus seinen eigenen Voraussetzungen zu begreifen, vermittelt die Erkenntnis unseres eigenen Standorts und unserer eigenen Bedingtheit in Dauer und Wandel, ja sie ist unerlässlich für diese Erkenntnis. Erst am Fremden erfahren wir das Eigene, Vergangenheit bildet den Menschen in sich selbst. Zugleich ist schließlich das Verstehen des Fremden, das gerade in der Beschäftigung mit geschichtlich Vergangenen, mit dem, was uns nicht durch unmittelbare Kontinuität zugänglich ist, gelernt wird, eine unabdingbare Voraussetzung, unsere gegenwärtige Welt, die aus ganz unterschiedlichen und ihrem Wesen nach ungleichzeitigen Gesellschaften, Kulturen und Zivilisationen zusammenwächst, zu verstehen. So gewiß zur historischen Erkenntnis der Gegenwart die Kenntnis der Strukturen und Tendenzen der industriellen Welt gehört, so gewiß gehört dazu als Pendant auch die Kenntnis der Struktur der vorindustriellen Welt, und zwar in dem doppelten Sinn der Kenntnis einer weit zurückreichenden „Vorgeschichte“, aus der die eigene Welt kommt, wie der Kenntnis einer fremden Welt, an der die eigene Welt erst begreifbar wird. Niemand wird bestreiten, daß das unmittelbare Interesse einer Gegenwart an der Vergangenheit sich ganz legitim auf das ihr zeitlich oder sachlich Nächstliegende richtet, daß dieser präsentistische Relevanzbegriff angesichts der Notwendigkeit von Auswahl und Synthese eine praktisch-vernünftige Legitimation besitzt. Aber diese Legitimation ist nur relativ. Wenn unsere Bemerkungen über den Bezug der Gegenwart auch zur fernen und fremden Vergangenheit und die mögliche Bedeutung solcher Vergangenheit für die Gegenwart richtig sind, dann gehört es nicht nur zu den Aufgaben der Wissenschaft von der Geschichte, sondern auch zu den Aufgaben eines aufgeklärten und sich selbst reflektierenden geschichtlichen Bewußtseins, immer zugleich die Dimensionen der Tiefe der geschichtlichen Zeit und die Dimension des Anderen und Fremden in der Vergangenheit, der Dauer und des Wandels der Strukturen politisch-sozialen Handelns, offen zu halten. Die unmittelbar auf die Gegenwart bezogene Historie, die mit dem Schlagwort der Relevanz aus der Geschichte auswählen zu können meint, versagt gerade gegenüber der möglichen Funktion, die Historie für die Gegenwart erfüllen kann und soll.

Zum Schluß möchte ich noch eine letzte, über alles Bisherige herausgehende Frage, einen gleichsam experimentierenden Gedanken vorbringen. Die Frage nach dem „Nutzen“ des geschichtlichen Bewußtseins und der Historie, die der Frage nach dem Sinn substituiert wird, kann in einer handlungs- und leistungsorientierten Erwartungswelt wie der

unseren selbst fragwürdig werden. Sie setzt die menschliche Aktivität, die sogenannte Praxis und genauer die gesellschaftliche Praxis als einzigen und obersten Maßstab des Lebens. Diesen Primat der Praxis kann man mit Fug in Zweifeln ziehen. Man kann Kontemplation und Spiel als Faktoren menschlicher Existenz zur Geltung bringen, man kann darauf abstellen, daß die Beschäftigung mit Dingen, die keine Handlungsansprüche stellen, eine kompensatorische Bedeutung in einem Gesamthaushalt des menschlichen, sozialen wie individuellen Lebens hat, das von der gesellschaftlichen Praxis präokkupiert ist. Vielleicht haben nicht nur die Künste, sondern vielleicht hat auch die historische Erkundung menschlicher Möglichkeiten jenseits unserer Möglichkeiten die Funktion, die individuelle Freiheit gegenüber technischen, institutionellen oder sozialen Zwängen — gegenüber der „Entfremdung“ — zu sichern. Eine solche Funktion würde freilich — wenn man nur vom Monismus einer Funktion abgeht — eine Funktion der Historie für die Praxis keineswegs ausschließen, ganz abgesehen davon, daß auch Kontemplation mit Praxis in der Einheit des Lebens zusammenhängt.

Was der Sinn und Zweck der Historie sein kann, kann historisch und wissenschaftlich ermittelt, was er sein soll, kann so nicht entschieden werden. Aber es kann vernünftig diskutiert und legitimiert werden. Heute sieht sich jede solche Diskussion konfrontiert mit der Forderung nach gesellschaftlicher Relevanz und der Behauptung, nur der Gesichtspunkt der gesellschaftlichen Relevanz könne Historie legitimieren und organisierend bestimmen. Diese Behauptung sollte einer Kritik unterzogen werden. Die unter dem Stichwort Relevanz formulierbaren und formulierten Vorstellungen von Aufgabe und Struktur der Geschichtswissenschaft widersprechen entweder wie die an der Zukunft orientierte Forderung der Parteilichkeit dem Wissenschaftscharakter der Historie; oder sie geraten wie die politisch-pädagogische und die präsentistische Position in Widersprüche mit sich selbst, indem sie zu einer Geschichtswissenschaft führen, die gerade das nicht leistet, was sie leisten will und soll. Um diesen Widerspruch zu entwirren, kommt es darauf an, zwischen einmal dem Motiv, zum andern Zweck und Sinn und zum dritten der Funktion oder den Funktionen der Geschichtswissenschaft zu unterscheiden. Die Funktion kann bei solcher Unterscheidung als unbeabsichtigte Folge intentionalen Handelns beschrieben werden und empirisch lassen sich mehrere Funktionen nachweisen. Von diesen Funktionen muß man absehen, man muß sie gleichsam im Rücken lassen, wenn sie erfüllt werden sollen. Die Historie als Ort des geschichtlichen Bewußtseins hat unverzichtbare Funktionen in der

Gegenwart, sie kann diese aber nur wahrnehmen, wenn sie sich gerade dem Diktat der Gegenwart, der Ausrichtung auf Relevanz entzieht. Nur dann bekommt sie eine nicht willkürlich reduzierte Vergangenheit zu Gesicht. Die Kategorie der Relevanz ist weder geeignet, die Funktionen, die Historie in der Gegenwart für die Gegenwart erfüllt und vernünftigerweise erfüllen soll, zu beschreiben, noch ist sie geeignet, den Sinn und Zweck der Historie zu bestimmen und die Geschichtswissenschaft zu organisieren, und zwar deshalb, weil sie Sinn und Organisation funktionalistisch von der — zudem einseitig verkürzten — Funktion her bestimmen will. Wo die Kategorie der Relevanz herrscht, wird die Geschichtswissenschaft gerade gegenüber den legitimen Ansprüchen einer gegenwärtigen Gesellschaft unheilbar verkürzt und verfälscht.

II

WILHELM BERGES

Biographie und Autobiographie heute

Die Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt, die sich eine kritische Sichtung der literarischen Gattungen vorgenommen hat, überdachte nach Zeitungsberichten¹ auf ihrer Herbsttagung 1971 die Biographie und Autobiographie, also Fragen für den Historiker, wenn er die Situation seiner Wissenschaft erkennen will. Eine Gruppe von Schriftstellern, angeführt von Peter de Mendelssohn, sah die Schwierigkeiten einer modernen Lebensbeschreibung darin, einerseits den „selbsteingestandenem Beweggründen und Illusionen des Menschen... ihr volles ursprüngliches Gewicht zu verleihen und die Unmittelbarkeit des Erlebnisses wiederherzustellen“ (C. V. Wedgwood) und doch andererseits aus den Selbstzeugnissen und zeitgenössischen Urteilen erzählend ein glattes Mosaik zu gestalten. Gewiß sei ein gleichzeitig „geprägtes Wort mehr wert als viele nachträglich gemünzte Sätze“, wie der gute Sachkenner Churchill sagte. Nur habe Churchill als Biograph seines Vaters Randolph und seines Ahnherrn Marlborough glücklich geleistet, was wir für ihn und seinesgleichen noch schwerlich leisten könnten. Dieser Meinungsvariante zufolge erwartet den Biographen vor den unübersichtlichen Dokumentenmassen anderer Zeitalter und besonders des unsrigen eine Gigantomachie. Entweder wird der Epiker zum Editor und überläßt das Puzzlespiel dem Leser oder aber er interpretiert durch Auswahl und verstellt durch seine Person das fremde Leben und Erleben mehr, als ihm lieb ist. Die unförmigen Papierberge lassen sich nicht spiegeln, auch nicht in einem Spiegel ohne Eitelkeit. Schreibt de Mendelssohn, so der Furcht zum Trotz. Eine zweite Darmstädter Autorengruppe, vertreten durch Werner Kraft, erfuhr die Ohnmacht des Individuums anders. Da ist Goethes Wort im Winkelmann-Auf-

¹ Vgl. *Der Tagesspiegel* vom 26. Okt. und 31. Okt. 1971, Rede von Peter de Mendelssohn; *a. a. O.*, vom 14. Nov. und 21. Nov. 1971, Vortrag von Werner Kraft. Auf die philosophische Literatur zum Thema gehe ich bewußt nicht ein.

satz von 1804: „So kann man überhaupt jeden Menschen als eine viel-silbige Charade ansehen, wovon er selbst nur wenige Silben zusammenbuchstabiert, indessen andere leicht das ganze Wort entziffern.“ Kraft sieht die Skepsis Goethes gegenüber dem Selbstporträt durch *Dichtung und Wahrheit* und durch Rousseaus *Confessions* als berechtigt erwiesen an. Stets schleicht sich die Gefahr ein, „daß die Fakten in der Erinnerung auf später entstandene Ideen bezogen und verfälscht werden“, daß Charakter und Ordnung eines Lebens nur durch „Selbstüberhöhung“ oder durch den Glauben an eine „symbolische Bedeutung“ zustande kommen. „Das wirkliche Leben geht in die Werke ein, wird zu Tasso, Klärchen oder Gretchen, löst sich aber nicht in ihnen auf, sondern führt ein Eigenleben, das von der dichterischen Figur abzulösen überaus schwierig ist.“ Wir haben nach Werner Kraft heute ein „vertieftes Verständnis für die biographische Leere, aus der Shakespeares Werke entstanden sind“. Der argentinische Erzähler und Essayist Jorge Luis Borges² konnte von Shakespeare sagen, daß er alles und niemand sei, alles in den vielen Figuren, die er träumte und auf der Bühne spielte, ein Niemand in dem Manne, der in einer Schenke saß und der von London in den Geburtsort zurückkehrte. Vollends in dem autobiographischen Versuch des Argentiniers *Borges und ich* wird von dem Schriftsteller und von dem Menschen in Buenos Aires wie von zwei Wesen gesprochen, die einander begegnen und launisch behandeln, sich im Grunde aber wenig angehen und nicht identifiziert werden können. Werden vielleicht fremde Betrachter die Charade entziffern? Nein, mit dem Porträt, der Biographie ist es nicht besser bestellt. Exemplarisches wie Justus Winckelmann dürfen wir in der Gegenwart kaum erwarten. Die Ichs der Dargestellten, der Darsteller, der Leser sind in gleicher Weise von innen zersetzt, durch die Ereignisse zermalmte, durch die Kollektive uniformiert, in den Massen aufgehoben. Viele biographische Versuche, viele Ersatzformen, viel Publikumsverbrauch, doch die Ära des sich auflösenden Geschichtsbewußtseins machte den Strom des Vergessens und der Selbstvergessenheit reißender denn je.

Die unerhörte „Memoirenschwemme“ unserer Tage ist ein Faktum, auch für die Redner von Darmstadt. Wer in ihr freilich ein tröstliches Votum für Teilnahme am Menschlichen in einer oft unmenschlich erscheinenden Geschichte erblickte, wird erschüttert. Sie ist allenfalls ein

² Zu Borges zog ich noch zu Rate: Jorge Luis Borges, *Das Eins und die Vielen. Essays zur Literatur*, München 1966; ders., *El Enigma de Shakespeare*, in: *Revista de estudios de teatro* 3 (1964), Nr. 8, S. 5 ff.

Zeichen dafür, daß die Historie, längst aus allen guten Stellungen in der öffentlichen Geltung vertrieben, gerade noch eine letzte Bastion behauptet, mühsam, qualvoll, der Furcht zum Trotz. Eher erklärt sich die Flut der Autobiographien und Biographien auf dem Markt aus der genierten, aber oberflächlichen, schnell wieder abgewandten Neugier der Massen, wie sie einer Calotte des Neandertalers in einem naturwissenschaftlichen Museum gewidmet wird. Noch deutlicher: Hielt es die Geschichte bisher für eine Hauptaufgabe, ja fast für ein Privileg, als ein entscheidendes Element der Wirklichkeit Individualität zu entdecken: in den Einzelnen und Verbänden, in den Zeiten und Regionen, in den Formen und Abläufen, so verliert sie nunmehr diesen Gegenstand und behält ihre Funktion nur für die Zeitalter, in denen es das Individuum als prähistorischen Vorläufer des kommenden Menschen gab. Natürlich klingen derlei Reden des Zweifels und der Verzweiflung heftig. Sie haben indes das Gute, an einem zentralen Punkt aus den Verschwommenheiten der Diskussion um die Geschichtsverdrossenheit und ihre Ursachen hinauszuführen. Angenommen, die Todeserklärung des Individuums beruhe auf ärztlicher Verblendung, so ist doch gewiß, daß es zur Koketterie des späten 20. Jahrhunderts gehört, sich des Individuellen zu schämen und es zu „tabuisieren“. Das Phänomen des Individualitätsabbaus und der Individualitätsprüderie verlangt statt vorschneller Antworten zeitkritische, vom Historiker wissenschaftskritische Analysen. Meine Überlegungen, ganz und gar nicht die eines Rezensenten, knüpfen sich an einige Beispiele von Autobiographie und Biographie der jüngeren Zeit.

Die alten Aristoteliker nannten den anscheinend zufälligen Zusammenstoß zweier oder mehrerer in sich determinierter Kausalreihen einen „concursum causarum“. Sie meinten, je ein solcher Konkurs fände bei jeder Richtungsveränderung unseres Lebens statt. Illustriert wurde ihre Vorstellung mit der Fabel vom Schatzfund: Ein A sieht sich gezwungen, einen Kessel mit Gold in der Erde zu versenken, ohne ihn je heben oder jemand Bescheid geben zu können (erste Kausalreihe); viele Jahre später erwirbt B ahnungslos das Grundstück, will einen Brunnen bauen und gräbt deshalb an der Bergungsstelle genügend tief (zweite Kausalreihe). An solche „Konkurse“ muß man bei der Lektüre von André Maurois' *La vie de Disraeli* denken, dieser Morley sachlich nicht überbietenden, doch besonders luciden Biographie³ des Verfassers, der ja auch über Balzac, George Sand, die drei Dumas usw. schrieb.

³ André Maurois, *La vie de Disraeli*, Paris 1927.

Gelegentlich der Wahl Disraelis zum Parlamentsmitglied im Sommer 1837 spinnt Maurois dessen Meditationen auf eigene Weise fort. Den Wahlsieg in Maidstone statt, wie erhofft, in Wycombe verdankte Disraeli der Gönnerschaft der Lady Wyndham, diese der Freundschaft mit Bulwer, diese der Veröffentlichung seines Romans *Vivian Grey*. Aber weiter: Der Roman wäre nicht geschrieben worden ohne das Fiasko des Zeitungsplanes von Murray und Disraeli und ohne die Fehlspekulationen in südamerikanischen Minenaktien, beides ergab sich aus dem Anwaltsstudium am „Frederick's Place“, zum Anwalt schickte Vater Isaak seinen Sohn Benjamin, weil ein Universitätsbesuch unmöglich war, das wiederum wurde beiden deutlich durch die Verfolgungserfahrungen in der Schule von Cogan. Bis zur Kindheit zurück eine ununterbrochene Kette von „Konkursen“, hauptsächlich von Unglücksfällen mit glücklichen Folgen. Dem jungen Politiker erschien „die Existenz wie ein fortgesetztes Wunder, und trotzdem wand sich durch diesen dunklen Wald ein glänzender Ariadnefaden: B. Disraelis Wille. Über die Methoden, über die Folgen seiner Handlungen hatte er sich täuschen können, hatte er sich fast immer getäuscht. Aber er hatte niemals die klare Sicht für das Ziel verloren, niemals die Festigkeit, es zu erreichen.“ Einen Augenblick lang scheint sich Maurois hier am Seil in Abgründe hinunterzulassen, im geheimnisvollen Walde Dantes umherzuirren, den Eingang, nicht aber den Ausgang der Heimstatt des Minotaurus zu wissen. Nur einen Augenblick; denn der Franzose besteht auf einem „ordre parfait, mais caché“,⁴ und mit Worten wie „Geheimnis“ und „Wunder“ drückt er lediglich seine und unsere Verblüffung über den Effekt der „Konkurse“ aus, daß nämlich Disraeli immer einen Schatz findet, wo er bloß Wasser sucht. Glückliche Zufälle im Leben dieses Fortunatus gibt es ja auch weiter, so hat etwa die mißlungene Jungfernrede im Unterhaus, die im allgemeinen Gelächter unterging, dem Parlamentarier beträchtlich genützt. Insgesamt für die Proportion zwischen äußeren Ereignissen und individuellen Motiven und Handlungen finden Disraeli — Maurois eine salomonische Formel. Dem jungen Menschen mag es so vorkommen, als ob seine starke Energie durch Fehlschläge und Katastrophen nur weiter mobilisiert werde und über alle Abweichungen hinweg letzten Endes die Grundrichtung des Lebens bestimme; vielleicht ändert die Illusion sogar die Proportion zu seinen Gunsten. Dem Alternden, der die Grenzen des Spielraums erfahren hat, scheint das „Forti nihil difficile“ lächerlich, die Stärke der

⁴ Vgl. *a. a. O.*, S. 121 f.

Umwelt, „du monde extérieur“, gegenüber dem Individuum ungeheuer,⁵ vor allem verneint er die Beseligung durch Erfolg. Es bleibt nur, ergänzend auf die Wiederholung in den Generationen hinzuweisen: Der jugendliche Benjamin Disraeli glich in seiner Aktivität mehr dem einer jüdischen Familie Ferraras entstammenden Großvater, welchem bei seiner Einwanderung 1748 die gesellschaftlichen Gegebenheiten Englands in der City an sich so wenig Chancen einräumten wie dem Enkel in der Politik, der Premierminister des Berliner Kongresses und Lord Beaconsfield ähnelte hingegen als Kontemplativer „zwischen Büchern und Blumen“ immer mehr dem Vater. Alle drei Disraelis fügten ihr individuelles Leben in das England ein, wie es war; allerdings steigerte sich die Assimilationsfähigkeit, und die stärkste Persönlichkeit unter ihnen rechnete sogar die institutionelle Kirche zum normativen Kanon.

Fast 1400 Seiten über Wallenstein würden ermüden, barockisierende Redewendungen wie Stolperdraht wirken, erfüllte Golo Mann in seiner Biographie von 1971⁶ nicht Herzenswünsche von Peter de Mendelssohn: intime Kenntnis des überreichen Quellenmaterials und doch meisterhafte Erzählung, Zeugnisnähe und doch ein ebenso zupackender wie differenzierender Stil. Das Ergebnis ist denn auch, daß man zuweilen zweifelt, ob man eine alte Saga oder eine moderne Kriminalgeschichte liest. Betroffen machen Ähnlichkeiten: „So wie die Epochen der Geschichte immer ähnlich sind, wenn man sich nur tief genug in sie eingräbt, so sind sich auch die Menschen immer irgendwie ähnlich, und die Abnormen, die Herrscher, die Tyrannen mehr als nur irgendwie.“ Wohlverstanden, es handelt sich um Ähnlichkeiten — „vor Gleichungen muß der Historiker sich hüten“.⁷ Eine Gratwanderung: Ähnlichkeit ermöglicht geschichtliches Verständnis, Gleichsetzung tötet es. Das gilt von den Einzelnen wie von den Epochen — bei beiden gibt es kein Zurück; das spricht bei Gruppen gegen soziologische Typen, „ausgedacht, wie Typen sind, nicht aus Wirklichem zusammengetragen“, und das spricht bei Geschehnissen gegen eine rationale Durchschaubarkeit bis zum letzten. Die Wirklichkeit „besteht nie nur aus Begriffs-Stoff“, die absolute Realität ist „unnennbar“.⁸ Man wird in solchen Äußerungen der Selbstkontrolle nicht nur Abwehrakte gegen die Verwüstung

⁵ A. a. O., S. 368.

⁶ *Wallenstein. Sein Leben* erzählt von Golo Mann, Frankfurt 1971.

⁷ A. a. O., S. 546 f.

⁸ *Ebda.*, ferner a. a. O., S. 619, 571, 363.

der Geschichte durch Nachbardisziplinen sehen dürfen, auch nicht Einengung, sondern nüchterne Begrenzung des Forschungsfeldes. Die Schullogik wird nicht geächtet, höchstens nicht so unbefangen angewandt wie von Maurois. Der Biograph tut alles, um die Ereignisse, die persönlichen Beweggründe des Handelns, die Relation beider rational, also auch unter Achtung des Satzes vom Widerspruch, aufzuklären. Dabei zählt er die Fakten und Taten allem voran, nicht die „vielen Gedankenscherze“; denn am ehesten „eindeutig ist das Verwirklichte“.⁹ Erst also werden die Geschehnisse und ihre Ursachen so weit wie möglich bloßgelegt, die Intrigen Christians von Anhalt, die Ratlosigkeit der böhmischen Stände, die Kniffe und Unsicherheiten Maximilians von Bayern, die bedachtsamen, aber gerade darum oft undurchsichtigen politischen Maßnahmen des sächsischen Kurfürsten, die Tendenzen der Gruppen am kaiserlichen Hof, die Stellungnahmen der Freunde wie Piccolomini, die Pläne der Kurie und Gustaf Adolfs, die Interventionen der Niederländer und Franzosen usw. Dann aber glaubt sich der Autor im Recht, Wallensteins und seiner Zeitgenossen Wort von dem „Labyrinth“, in dem sie leben,¹⁰ aufzugreifen und schier unermüdetlich von Verwirrung und Wirrsal, chaotischen Dramen und Narreteien, Knäueln und Komplotten zu sprechen. Jenseits des rational Erkennbaren lauert die Komplexität der Prozesse, und sie läßt sich nun einmal nicht in zwei oder drei Kausalreihen, geschweige denn in Satz und Gegensatz dividieren.¹¹ Erst wird den persönlichen Beweggründen mit alten und neuen psychologischen Mitteln (siehe die beiden Nachtphantasien) nachgegangen, etwa bei der Konversion Wallensteins vom Hussitentum zur Konfession und politischen Sache Habsburgs, bei seinen böhmisch-kosmopolitischen Denkbildern, bei seiner Reaktion auf die verschiedenen Kriegsgegner, bei seinen Bauten und grundherrschaftlichen Organisationen, bei seiner Kombination von Charme und Abstoßung, bei dem Widerspruch des kriegsmüden Kriegsgewinners, bei seiner schließlichen Isolierung in einem Traumland vor dem Mord von Eger. Dann aber kann der Biograph auf noch mehr Psychologie verzichten und feststellen: „Nach aseptisch gereinigten Motiven und Gegenmotiven geht es in unserer Welt nicht zu.“¹² Erst werden erhebliche Beiträge geliefert zur Relation von Fakten und Individuum, zu

⁹ *A. a. O.*, S. 657 und S. 687.

¹⁰ *A. a. O.*, S. 404, S. 1071.

¹¹ Vgl. *a. a. O.*, bes. S. 420.

¹² Vgl. *a. a. O.*, u. a. S. 733 und 1090.

dem Thema: „Das Abbild verhält sich nach uns, und wir verhalten uns nach dem Abbild.“¹³ Dann allerdings eignet sich Golo Mann für die Zeit des Dreißigjährigen Krieges das Wort an: „Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handeln waltet über die Welt“ und beendet seine Grübeleien mit dem Ergebnis: „Die widersprechenden Gedanken färben sich auf das Verwirklichte ab, so daß es selber vieldeutig wird, fragmentarisch, schattenhaft, sich selber zurücknehmend.“¹⁴ Die Paradoxie des Wallensteinschen Lebens liegt nach unserer Biographie darin, daß auch von ihm Verwirrung ausgeht, selbst dann noch oder gerade dann, als der Friedländer in seinen letzten Jahren die Zukunft antizipiert und Frieden und Toleranz erstrebt. Der alte Wallenstein wird ein Anachronismus und scheitert, nicht nur da die Welt nur höchst selten „so gemacht ist, daß ein Charakter sich in ihr, gegen sie bis zur äußersten Konsequenz verwirklichen könnte“,¹⁵ sondern vor allem da die Mitmenschen sich ein Bild zu machen lieben und nach dem Bilde handeln. Identitätsverlust durch Bildnismacherei — dies von Kierkegaard, unter den neueren Schriftstellern von Max Frisch, etwa im *Stiller* und im *Tagebuch*, immer wieder bestürmte Problem drängt sich hier auf, und zwar sowohl nach seiner erkenntnistheoretischen wie moralischen Seite: Bildnis als Wirklichkeitsverfälschung, Bildnis als Lieblosigkeit. Das Problem betrifft nicht nur die „anderen“, sondern auch das Selbstporträt: Es sind „mehr Menschen, als man glaubt, nicht Charaktere, sondern nur Charakterspieler“.¹⁶ Mit vielen Absicherungen, wie man sieht, hat Golo Mann eine moderne Individualitätsvorstellung fixiert, und gegen die alten Windmühlen kann künftig nur ein Don Quixote anrennen. Zugleich kennt der Historiker jetzt sein Zuhause. Es liegt nicht dort, wo aus Ähnlichkeiten gegen die Realität Gleichsetzungen und Typisierungen gebacken werden, vielmehr dort, wo sich von den Ähnlichkeiten „das sonderbare Leben“ abhebt, „dem alles Erzählte gilt“.¹⁷

Sind Disraeli und Wallenstein von unbändigem Ehrgeiz und riesigem Machtwillen getriebene Individuen, so sind sie doch keine Individualisten in dem Sinne, daß sie die Selbstverwirklichung jeder Aufgabe überordnen. Von Oliver Cromwell sagt seine Biographin C. V. Wedgwood: „In der Politik wie als Soldat war er ein Individualist und sein

¹³ A. a. O., S. 419.

¹⁴ A. a. O., S. 687 f.

¹⁵ A. a. O., S. 539, zum Folgenden auch 1033.

¹⁶ A. a. O., S. 229.

¹⁷ A. a. O., S. 482.

eigenes Gesetz.“¹⁸ Ein einleuchtendes Gesetz für den Feldherrn und Protektor selbst, da er mit allen seinen Taten die gleiche persönliche Freiheit, zumal in religiöser Hinsicht, für alle intendierte und ausdrücklich erklärte, „daß es eine ungerechte und unkluge Eifersucht wäre, jemand seiner natürlichen Freiheit unter der Annahme zu berauben, er könne sie mißbrauchen; wenn er sie mißbraucht, werde er gerichtet“. Ein hartes Gesetz jedoch für die vielen, denn „unglücklicherweise waren . . . Untertanen und Parlamentarier allzu sehr für den Mißbrauch anfällig“.¹⁹ Es mußte Cromwell jedenfalls so scheinen; „seine Sympathien waren bei aller Reichweite nicht der intellektuellen Erweiterung fähig, und Ansichten, die 1638 über seinen Horizont hinausgingen, taten es auch bis zu seinem Lebensende“. „Als er mit 59 seine Last niederlegte, war er trauriger, müder und erfahrener als mit 41, da er sie aufnahm, doch er war nicht verständnisvoller.“²⁰ Disraeli hätte vielleicht von unberechenbaren Einwirkungen der Außenwelt geredet, Wallenstein von Konstellationen der Konfusion — beide empfanden das Gegenüber von Individuum und den von vielen Willensträgern variierten Geschehnisketten als ein Gegenüber des Teiles zum Großen und Ganzen. Im Unterschied dazu identifizierte Cromwell sein Gewissen mit dem Weltgesetz. Seit seiner „Erleuchtung“ 1638/39 war der Puritaner gewiß, „daß seine Seele der Gemeinschaft der Erstgeborenen angehöre“, „daß ihn unmittelbar der göttliche Wille leite“, daß er am Erfolg oder Fehlschlag ablesen könne, wann ihn Gottes Hand führe.²¹ So konnte es kommen, daß der Monarchist als dritter das Todesurteil für Karl I. unterzeichnete, daß der Mann, der ausgezogen war, das Parlament gegen den König zu schützen, mit den Truppen des Parlaments das House of Commons „reinigte“ oder auseinanderjagte, daß der Anwalt der ganzen Armee in ihr weder die Ansprüche der anglikanischen Rechten noch die der Levellers anerkannte, daß der Verfechter persönlicher Freiheit sich im Protektorat eine Machtfülle ohnegleichen übertragen ließ und wie ein erblicher König Hof hielt. Ein Opportunist? Nein, seine Gleichsetzung des Rechten und Ratsamen, sein Glaube an ein Einssein mit dem Weltgesetz war Illusionismus. Bei all seinen Verdiensten, von denen nicht das geringste ist, daß er dem Lande das

¹⁸ Cicely Veronica Wedgwood, *Wege der Mächtigen. Wilhelm von Oranien, Richelieu, Cromwell*, München 1970, S. 485.

¹⁹ *A. a. O.*, S. 507.

²⁰ *A. a. O.*, S. 480.

²¹ *A. a. O.*, S. 454 und S. 480.